

1876.

Neue Monatshefte
für
Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben
von
Oscar Blumenthal.

IV. Band. Heft 2.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1876.

Inhalt.

Die „**Neuen Monatshefte**“ erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats im Umfang von mindestens 6 Bogen Lex. eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Fünf Treppen hoch.

Erzählung in Liedern.

Von Ada Christen.

I.

Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch
Dem Himmel nah, dem blauen —
Die Tauben nur vermögen noch
In unser Heim zu schauen.

Tief unten liegt die Welt, es dringt
Nur in verlornen Tönen
Herauf, was so betäubend klingt,
Ihr Jubeln und ihr Stöhnen.

Wenn es auch oben einsam ist,
Du sehnst Dich nicht hinunter —
Und wie Dein kleiner Vogel, bist
Du immer froh und munter.

Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch,
Halt' ich Dich treu geborgen:
Was gilt die Welt mir unten noch,
Mit ihren grauen Sorgen? ...

II.

Ich frage Dich nimmer
Ob Du mich liebst,
Ob Du mir Deine
Seele giebst ...

Wer fragt die Knospe
Wie bald sie sprießt,
Wie bald sie ihren
Kelch erschließt ...

Wer fragt die Blume,
Wenn ihren Duft,
Sie hauchet in die
Blaue Luft?

III.

Bald jährt sich unser Hochzeitstag,
Wo ich durch Nacht und Kälte,
Die halb in meinen Armen lag
Heraufrug, die Erwählte.

Wie bist Du demuthsvolles Kind
So hilflos dort gesessen!
Im Schornstein wimmerte der Wind.
Ich kann es nie vergessen ...

Mein heißes Blut begehrte Dich,
Doch rührte mich Dein Bangen,
Und einem tiefen Mitleid wich
Mein liebendes Verlangen.

IV.

Jetzt schlägt die Uhr —
Ei schelte nur
Sonst geh' ich nicht hinaus!
Mein liebster Platz,
Ist immer, Schatz!
Bei Dir im stillen Haus.

Viel Pracht und Glanz
Im Wirbeltanz
Vorbei da unten jagt.
Nach all der Macht
Und Kleiderpracht
Hab' sonst ich nie gefragt.

Jetzt aber schleicht
Sich schmeichelnd-leicht
Gar mancher Wunsch zu mir:
So hohe Schuh,
Ein Kleid dazu
Brächt' ich so gerne Dir.

Ei lächle nicht!
Ein armer Wicht
Träumt viel den langen Tag.
Fern muß ich sein, —
Und Du allein . . .
Das ist die größte Plag'!

Die dumme Uhr! . . .
Ja schelte nur
Und jage mich hinaus.
Viel Arbeit harrt,
Für mich bewahrt,
In meines Meisters Haus.

V.

Die Arbeit geht mir von der Hand
Aber mein Sinn ist trüb,
Ich liebe Dich und bau auf Sand
Denn Du . . . hast mich kaum lieb.

Ich füge fleißig Rad zu Rad . . .
Doch thut das Herz mir weh!
Ich muß dran denken früh und spat
Bis ich Dich wiederseh'.

Dann sagt mir: „Ich gehör Dir an!"
Dein liebliches Gesicht,
Es küßt mich wohl Dein Mündchen dann,
Doch . . . Deine Seele nicht . . .

VI.

Ich muß die Menschen immer wieder segnen,
Die gütevoll mir einst mein Handwerk lehrten.
Bin ich doch Einer von den Vielbegehrten!
Und jedem Meister kann ich stolz begegnen.

Nur Träge schreien stets von Müh' und Frohne . . .
Nach Willkür kann mit meiner Zeit ich schalten.
Um ihrentwillen nur mag ich es halten,
Als ob ich stünde noch im kargen Lohne.

Bald will ich Meister sein und nicht Geselle,
Und darum heißt es frisch die Hände rühren,
Dann kann ich bald in jenes Haus sie führen,
Das sie erinnre an die liebste Stelle.

VII.

Die liebste Stelle ... arme kleine Waise!
Die liebste Stelle, war im fremden Haus ...
Doch dankbar hängt Dein treues Herz an Menschen,
Die dort einst lebten, und Dich sorglich pflegten,
Als Du noch klein und schwach und hülflos warst ...
Wenn Du im Dämmerlichte des Erinnerns
Mir sprichst von alten frohen Kindertagen,
Dann wird lebendig mir die holde Zeit.
Ich sehe mich, den unbeholfnen Buben —
Mit sonnverbranntem Antlitz, großen Ohren, —
Den heißen Kopf durch eure Büsche stecken
Und schüchtern ausspähn, ob des Nachbars Kleine
Sich noch herumtreibt in dem großen Garten.
Und meinem Lockruf folgst Du rasch!
Du warst mir eine kluge Spielgefährtin,
Und denke ich wie Deine kleinen Füße
Frischweg mit mir durch Feld und Wald gelaufen,
So faß ich kaum wie schnell die Zeit verrann.
Mir wird zu Muth, als ob wir wieder schritten
Durch alle Räume in dem kleinen Haus,
Als ob erstünden jene guten Menschen
Und mich begrüßten aus der Ferne schon.
Die Tauben weiß ich alle herzunennen,
Die auf dem First sich blähen, schnäbeln, zieren,
Und sich im Kreise drehend bücken, stolz
Gleichwie die Hofherrn vor geputzten Damen.
Die kleinen Zicklein machen tolle Sprünge,
Doch ihre Mutter, die bedächtige Ziege,
Schloß Freundschaft mit mir für ein Stücklein Brod,
Das ich gesalzen ihr als Köder gab.
Der schwarze Haushund mit dem Zottelpelz,
Liegt vor der eichnen Thür und bellt sich heiser,
Wenn Vagabundenvolk des Weges kommt;
Die Hühner, die lang für verloren galten,
Von einer Küchleinschaar umgeben plötzlich
Dort aus den hohen dichten Büschen kommen,
Wo sie gebrütet still und wohlversteckt.
Und erst die Bäume, die breite alte Linde,
Die längst mein Liebling war! ...

Der Fliederstrauch, der seine hohen Zweige
Bis an das Dach des niedern Hauses streckt,
Und mit den blauen Blüthenbüscheln leise
Im Winde an die schmalen Scheiben pocht —
Die Schlehenhecken die den Garten säumen
Vermengt mit manchem wilden Rosenstrauch. —
Die rothen Hagebutten, und die blauen Schlehen,
Die aufgereiht an alten Wollenfaden,
Gar köstliches Geschmeide für Dich gaben.
Und draußen vor der Hecke rechts und links,
Da stehen bei der morschen Gitterthüre
Die beiden steifen schattenlosen Pappeln,
Die immer staubbedeckt und ängstlich scheinen,
Weil niemals frisches Grün die Blätter schmückt,
Und weil ein stetes Zittern sie durchirrt.
Am besten doch gefällt mir stets das Häuschen.
Statt einer Flur hat es die große Küche.
An beiden Seiten sind zwei Stuben nur.
Die haben Raum für karges Hausgeräthe.
Ich sehe Alles ganz genau wie einst:
Den grünen Ofen mit der plumpen Bank,
Den schweren Tisch mit festgefügten Bänken,
Darüber dann, dort in der Fensterecke,
Mit Tannenreis umkränzte Heiligenbilder,
Das Messingherz mit blanken Flügeln dran,
Und mitten drin das rothe Seelenlämpchen;
Das grobgeschnitzte Bettgestell voll hoher Kissen,
Die buntbemalte Truhe mit dem Sonntagsstaat . . .
Die kleinen, bleigefaßten Scheiben,
Ja selbst das wurmdurchbohrte Holzgesimse,
Die festgestampfte sandbestreute Diele,
Das Alles steht vor mir, bekannt und lieb
Als wär ich dort gewesen all' die Tage.
Ganz unterm Dache aber steckt ein Stübchen
Viel kleiner noch als unser stilles Nest . . .
Da steht auch nur ein schlichtes Kinderbett,
Auf dem ein schläferiges Mägdlein kniet,
Das seine schmalen Hände folgsam faltet,
Und mühsam nachlallt, was die alte Frau —
Mit ihrem Wackelkinn und tausend Runzeln —
Ihm vorspricht, jedes lange Wort betonend,
Als müßte Gott das ganz besonders hören.
Am Fenster lehnte ein weißgelockter Mann
Mit klugen starken und doch gütigen Zügen;
Er regt die Lippen nicht, er betet leise . . .

Und seine rauhe schwielenvolle Hand
Legt federleicht er auf des Kindes Köpfchen,
Als übermannt vom Schlaf es flüsternd umsinkt
Und tiefe Athemzüge durch das Stübchen wehn . . .
. . . .

VII.

Ich zog dann fort, und als ich wiederkam
War leer das Haus . . . die Alten längst gestorben,
Das blonde Kind weit in die Welt gegangen . . .
Ich mußte lange — lange — lange suchen
Bis ich es fand . . .

Bei harten Menschen fand ich wieder Dich,
Bei harter Arbeit . . . ohne Wunsch und Klage,
So müd und einsam, ohne Glück und Jugend . . .
Bald kam die Stunde, wo Dich innig liebte
Mein starkes Herz!

Wo ich der Armuth und der Arbeit Sohn,
Um Dich, Du blasses Kind des Elends, freite,
Das mich nicht liebte, aber mir vertraute
Und vor mir stand voll Schreck und scheuem Zagen
Und weinend schwieg . . .

Doch als Du später Deine kleine Hand
Vor dem Altar gelegt hast in die meine,
Als ich fünf Treppen hoch Dich junges Wesen
Herauftrug in die luftige Hochzeitskammer,
Da war ich stolz!

Viel stolzer als ein mächtiger Fürst
Der seine Braut heimführt in goldne Säle . . . .
Du blinzelst, schüttelst kichernd Deine Locken,
Weil ich von jenem Tage wieder träume
Im Vollmondlicht . . .

Weil wieder ich die hehre Seligkeit
Die damals mir geworden, ganz durchschwelge?
Doch horche nur, Du blonde Ueberkluge:
Das Häuschen, wo als Kinder wir oft spielten,
Schenk ich Dir einst!

Vielleicht schon morgen kommt das Glück herauf,
Und schüttet gelbes Gold in unsere Hände . . .
Vielleicht bleibt es noch fort die kurze Weile,

Und kommt einst ungesehen angeflogen
Ganz ohne Gold.

Und doch das ganze Glück! . . . ich höre oft
Den leisen Flügelschlag in solchen Nächten,
Und eine feine Kinderstimme flüstern:
Bald wirst Du mich in Deinen Armen halten —
Ich bin das Glück! . . .

Bis dahin aber laß mein dunkles Haupt
An Deine Knie lehnen, laß mich träumen
In meine Zauberwelt entzückt versunken,
Umwoben von geheimnißvollen Mächten
Im Vollmondlicht.

VIII.

Ei lache nicht! es werden wohl
Noch einmal meine Träume wahr,
Wenn es nicht morgen kommen soll,
Kommt alles Glück doch übers Jahr.

Du bist die Jugend, ich bin jung,
Wir sehen weit, wir gehen weit,
Wir haben Muth und Kraft genung,
Vor uns liegt eine lange Zeit.

Ei lache nicht! und sage nicht
Ich sei ein Träumer . . . ein Poet . . .
Du selber bist mir ein Gedicht
Wie keines in den Büchern steht.

IX.

Horch einmal auf den Glockenschlag, —
In meine Augen schau!
Vor einem Jahr, mit Stund und Tag
Wurden wir Mann und Frau.

Hoch oben saßen wir allein
Und draußen war es grau . . .
Heut' sitzen unten wir beim Wein,
Der Himmel ist so blau!

Wo werden übers Jahr wir sein? . . .
Ich weiß es schier genau!
Da führ ins eigne Haus ich ein
Die junge Meistersfrau.

X.

Du kannst tanzen? . . .
Dich zierlich schwingen!?
An meiner Hand
Den Reigen schlingen,
Ich dachte nie dran,
Daß ich es kann, —
Mit einmal fand
Dein eitler Mann
Daß er tanzen kann! . . .

Du kannst tanzen!
Dich flüchtig heben
An meiner Brust
Und weiter schweben.
Ich dachte kaum
Es wäre Raum
Für solche Lust.
Jetzt lacht Dein Mann
Daß er tanzen kann.

XI.

Du tanzest so schön! mit neidischen Blicken
Verfolgen Dich Alle, mein vielfüßes Weib!
Die Frauen, sie zischeln, fragen und nicken,
Ich aber umspanne den blühenden Leib.

Geliebte, nur ich will Dich leiten und führen,
Nur ich will Dich pressen fest an das Herz.
Es darf Dich kein Andrer zum Tanze erküren,
Mich streife Dein Athem, mir lächle Dein Scherz.

XII.

Das ist der Frühling, mein junges Weib,
Er macht das Herz Dir klopfen.
Auf Deinen Blumenwangen glänzt
Der Thau in hellen Tropfen.

Das ist die Liebe ... mein junges Weib
Die still Dich überkommen ...
Und die Dein zitterndes scheues Herz
Im Frühling Dir genommen.

XIII.

Nein! ... Nein! ...
Es ist kein Traum.
Was jetzt wie einer Braut
Dir bang den Busen hebt,
Aus Deinem Auge schaut,
Durch Deine Glieder bebt —
Es ist kein Traum,
Nein! ... Nein ...

Ja? ... Ja? ...
Es ist das Glück!
Was Du mir anvertraut
Verschämt-geheimnißvoll,
Was ich nicht überlaut
In die Lüfte jubeln soll,
Es ist das Glück —
Ja! ... Ja ...

XIV.

Viel schneller als ich es gedacht,
Viel heller kam das Glück uns noch,
Wir wohnen ja fünf Treppen hoch —
Da hat der Storch es rasch gebracht.

Vom Kirchthurm flog er durch die Nacht
Mit seiner schlafbefangnen Last,
Nun küsse sanft den kleinen Gast
Und harre bis das Glück ... erwacht.

XV.

Wenn das weiße Mondenlicht
Durch die klaren Scheiben rinnt,
Und Dein holdes Angesicht
Sacht mit Schleiern überspinnt,

Wenn des Frühlings Athemzug
Sanft um Deine Stirne schwebt,
Und zuweilen nur im Flug
Deine lichten Locken hebt,

Wenn das Kind an Deiner Brust
Träumt von einer fernen Welt —
Ahnt mir, daß es unbewußt
Mit den Engeln Zwiesprach hält.

XVI.

Deine Locken sind es,
Dein Gesicht,
Nur bleich wie Du
Ist das Kindchen nicht.

Deine Stirne ist es
Und Dein Mund,
Und Deine Augen
So kindlich=rund.

Dein Lächeln ist es,
Dein Zucken gar,
Das immer
Heimliches Weinen war.

XVII.

Doch schärfer als sonst ist der Schmerzenszug
Auf Deinem Antlitz ausgeprägt.
Du gönnest Dir nicht Ruh genug,
Zu treu hast Du das Kind gepflegt.

Doch weißer als sonst ist heute Dein Mund,
Und Deine Augen glänzen erregt.
Du redest mühsam? . . . Thu mir nur kund
Ob einen Wunsch Deine Seele hegt.

Doch schwerer als sonst Deine kleine Hand
Sich jetzt auf meinen Scheitel legt,
Du wirst so kalt! . . . Sag, was entschwand
Aus Deinem Aug wie fortgefegt? . . .

Doch reglos . . . starr wie Dein holder Leib,
Dein Herz nicht rasch an meinem schlägt . . .
Herrgott! . . . Mein Weib!! . . . Mein Weib! . . . Mein Weib . . .
Wach wieder auf . . .

XVIII.

Anzünden das Licht . . .
Warum? — Wozu
Beleuchten
Die öde Ruh —
Die feuchten,
Einsamen Kissen,
Das eigene Leid,

Das helle Kleid,
Das im Fenster schwebt,
Und bewegt vom Wind
So sachte weht,
Als trüg es das Kind
Das gestern . . . gelebt.

XIX.

Vorbei . . . .
Für allezeit.
Nichts blieb zurück.
Dahinter weit
Das Glück . . .
Dahinter fern

Alle Freud,
Jeder Stern!
Wohin ich seh,
Hilfloses Leid
Und Weh . . .

XX.

Durch die frostige schweigende Nacht
Scholl dumpfes Klopfen
An meiner Thür . . .
Da hab ich gedacht
Du bist erwacht!
Und sie haben mir
Dich heimgebracht . . .
Oh! . . . Kalte Tropfen
Fielen auf diesen Traum der Nacht.

XXI.

Ich habe mich heute redlich gemüht.
Die Schläfe pochen, die Stirne glüht,
So lange bin ich gesessen.
Und fügte Rad und Rädchen geschwind,
Und sprach mit Meister und Gesind, —
Lern' ich also vergessen? . . .

XXII.

Wie draußen Alles vorübertreibt
Und wie sie Alle lustig sind . . .
Zuweilen staut es sich, dann bleibt
Am Werkstattfenster stehn ein Kind.

Das hebt sich auf den Zehen und schaut . . .
Oh wären doch die Scheiben blind!
Es lacht mich an vertraulich-laut. —
Mein junges Weib! . . . Mein kleines Kind . . .

XXIII.

Ein holdes Wort, ein weicher Ton
Zog seltsam durch mein Leben,
Im Vollmondlicht als Knabe schon
Hört ich sein leises Weben.

Doch jählings ist der Zauber fort
Der mich so lang umsponnen,
Der weiche Ton . . . das holde Wort . . .
Im Vollmondlicht zerronnen.

XXIV.

Dahin ist sie — — —
Ich lebe noch!
Das Mondlicht fällt herein . . .
Fünf Treppen hoch . . .
Fünf Treppen hoch!
Vereinsamt und allein. —

Der Tulpenprinz.

Novelle nach dem Dänischen

von Max Heinzel.

Unter allen den Landhäusern, die sich gleich einem Blumengürtel um das südliche Haarlem schlangen, war das van Geldern's wohl das prächtigste; denn van Geldern entsprach seinem Namen und, — wenn man von einem gewissen Rivalen absah, — konnte man ihn wohl für den reichsten Mann in der ganzen Provinz Nordholland erklären.

Drin in Haarlem, wo er eine große Fabrik besaß, klapperten über hundert Webstühle; draußen vorm Thor dehnten sich, bedeckt mit dem schimmerndsten Linnen, riesige Grasflächen hin .... und alles Dies gehörte dem reichen van Geldern, dem ersten Senator der Stadt, dem Mitgliede der Provinzialstaaten, vor welchem Alle ehrerbietigst den Hut zogen — mit Ausnahme eines Einzigen, über dessen Mißachtung sich van Geldern aber mehr ärgerte, als er sich über den unterthänigen Gruß der Andern freute.

Van Geldern war nicht blos Fabrikbesitzer und Kaufmann, er war auch Gärtner und zwar in einer so weiten Ausdehnung des Begriffs, daß man ihn schon Blumen-Fabrikant nennen konnte. Da wo die Bleicherei aufhörte, begannen die schnurgeraden Reihen seiner Tulpenbeete, die wie Linien in einem Schreibebuch aussahen, und wenn der Frühling kam, da gabs einen Duft und einen Farbenglanz dort, daß Jeder, der vorüber ging, entzückt wurde. Auch van Geldern war entzückt; aber nicht so über den lieblichen Duft und das blendende Farbenspiel der Blumen, als vielmehr über den Klang der guten holländischen Dukaten, die ihm der Garten einbrachte; denn damals kaufte man eine auserlesene Tulpenzwiebel nicht bei Hinz oder Kunz für winziges Geld, sondern man mußte einen gar tiefen Griff in den Geldbeutel thun, wenn man etwas Besonderes haben wollte.

Nun kommen uns diese Preise ganz märchenhaft vor und doch sind sie vollkommen historisch.

Es herrschte damals eine Manie, eine wahnsinnige Begier nach seltenen und eigenartigen Tulpen und man spekulirte in Zwiebeln, wie man jetzt in Papieren spekulirt. Man bezahlte für eine „Semper Augustus“ 13000 und für drei Zwiebeln bisweilen 30000 Gulden. Das war eine Epoche für Kaufleute und van Geldern wußte sie zu benützen!

Die wirklich hervorragenden Arten, die „Pinzen“, wie van Geldern sie zu nennen pflegte, wurden nicht in den gewöhnlichen Linienbeeten auf dem Felde angebaut,

sondern wie Prinzen ihre Paläste und ihren ausgewählten Kreis haben, zu welchem gewöhnliche Sterbliche keinen Zutritt erlangen, so hatten diese kostbaren Prachtblumen auch ihren Palast und zwar ein großes Pflanzenhaus in van Geldern's Privatgarten, welcher sich von dem reizenden Landsitz bis zum Haarlemer Meer erstreckte. Damals rauschten die Wogen desselben noch frisch und klar bis zu dem Bollwerk heran, auf dem van Geldern jedes Mal, wenn die Schiffe ihre theuere Fracht in sich aufnahmen, die bezauberndste Aussicht genoß.

Dieser Garten war van Geldern's Stolz und wenn fremde Reisende nach der Stadt kamen, so wurde er ihnen von dem alten Diestler, der van Geldern's hochmögenden Gärtner vorstellte, stets wie eine besondere Merkwürdigkeit gezeigt. Und Diestler war ein sehr geschäftseifriger Führer, wenn er mit seinen krummen Beinen und mit der großen Hornbrille auf der spitzen Nase durch die Gänge des Gartens wackelte. Von jedem Baum wußte er eine Erzählung, welche in der Regel ihren Ursprung von den geheimnißvollen Wäldern Ceylons oder Sumatras nahm, um dann mit dem Preise, den van Geldern dafür bezahlt, abzuschließen. Von jeder seiner Tulpen wußte Diestler auf das Genauste, wie viele Exemplare vorhanden waren, welche Könige und fürstliche Personen van Geldern mit ihren Bestellungen beehrt .... und dann kam der unausbleibliche Preis, welcher für den alten Diestler erst den eigentlichen Duft der Blume bildete ... und die Fremden zogen fort, überwältigt von der Tulpenpracht des van Geldern'schen Gartens, und bewunderten den alten Diestler wie einen orientalischen Zauberer.

Eines schönen Maimorgens schien die Sonne klar und umgoldete all diese Blumenpracht, unter der bunte Schmetterlinge und emsige Bienen sich in beständiger Flucht hin und her tummelten.

In dem langen Gange, welcher auf der einen Seite von einer hohen Mauer begränzt wurde und auf der andern von einer dichten Taxushecke, aus deren eingeschnittenen Nischen Marmorfaune und nackte Nymphen hervorguckten, sah man zwei Gestalten gleich langsam und gleich steif mit abgemessenem Schritt sich bewegen, so daß der rothe Strandkies mit seinem glimmernden Licht fast taktmäßig unter ihnen knisterte. Diese zwei Gestalten waren sehr verschieden.

Der erste war ein hoher, breitschulteriger Mann mit einem stolzen, ernsten Gesicht, ruhigen, wasserblauen Augen und einer krummen Nase, die in einem wunderlichen Gegensatze zu dem kleinen, runden, vollkommen bartlosen Kinn stand.

Er war von Kopf bis zu Fuß in stahlgrauen Sammet gekleidet, wenn man nämlich die Beine ausnahm, die von den Knien an mit weißseidenen Zwickelstrümpfen bedeckt erschienen, welche ihrerseits in ein paar hochhackigen Schuhen steckten, auf deren Oberleder zwei Diamantschnallen leuchteten. Seinen dreikantigen, mit einer Agraffe geschmückten Hut trug der Mann nicht auf dem Haupte, sondern schwang ihn mit einer gewissen koketten Zierlichkeit in der linken Hand, denn die unförmliche Allongeperücke, die in schweren Locken das Gesicht umschloß, gestattete keine andere Kopfbedeckung. In der rechten Hand hielt der Mann ein blankpolirtes japanisches Rohr, dessen Griff und Knopf mit getriebenem Goldzierrat geschmückt war, und mitten in der knitternden, ausgezackten Busenkrause funkelte eine mächtige Nadel, welche, mit einer doppelten Reihe ächter Perlen eingefaßt, in der Mitte das Bild einer jungen Dame trug. Jeder, der damals dieser imponirenden Gestalt begegnet wäre, würde augenblicklich — mit Ausnahme, wie gesagt, eines Einzigen, — sein unterthänigstes Kompliment gemacht haben;

denn dieser Mann mit den Diamanten, den Perlen, dem goldbeschlagenen Stock und dem grauen Kostüm war kein Andrer, als van Geldern, der seinen gewohnheitsmäßigen Morgenspaziergang im Garten unternahm.

Hinter ihm, genau 14 Schritt entfernt, nicht mehr und nicht weniger, kam eine andre Gestalt, von der man im ersten Augenblick schwer hätte sagen können, was sie sei, ein Kobold oder Ungeheuer, ein Mensch oder ein Affe. Auf seinem großen, unförmlichen Kopfe, der über und über mit schwarzem, krausem Haar bedeckt war, trug er einen bunten seidenen Turban, an dessen linker Seite ein Paar metallglänzender Pfauenfedern in die Höhe stand. Den kurzen, ungestalten Körper umhüllte ein blau- und weißgestreifter Seidenkaftan, welcher indeß die Säbelbeine und den Buckel seines Eigenthümers nicht zu verbergen vermochte. Ein Paar papageiengrüne Pluderhosen, ebenfalls seiden, fielen in großen Falten um seine welken Beine und die ungeschlachten Füße staken in hackenlosen, zinnoberrothen Schuhen, die seinen beschwerlichen Gang nur noch mehr hervortreten ließen. In seiner Linken hatte er ein dreikantiges, silberbeschlagenes Etui und in der Rechten einen gewaltigen Stock, in dessen kugelrundem Silberkopfe er mit sichtlichem Wohlbehagen sein häßliches Gesicht spiegelte. Auch diese Person würde Jeder, der in der Umgegend von Haarlem gewohnt, sofort erkannt haben; denn es war Palembang, der ostindische Diener van Geldern's, welcher, außerordentlich mit sich selbst zufrieden, im buchstäblichen Verstande den Fußspuren seines Herrn folgte. Wie van Geldern seinen goldknöpfigen Stock trug, so trug er auch den seinen, und wie van Geldern sich vorwärts bewegte, fest, ruhig und majestätisch, so humpelte Palembang hinter ihm her ganz mit demselben Ausdruck geldbeschlagener Ueberlegenheit in dem schwarzen, breiten, stumpfnäsigen Gesicht. Van Geldern war stolz, denn er hatte Geld, Webstühle und Blumenzwiebeln für viele hundert Gulden das Stück; Palembang war stolz, denn er hatte Pfaufedern, einen Seidenkaftan und zinnoberrothe Schuhe .... und so wanderten die beiden Größen neben einander, genau in 14 Schritt Distance, indem der reiche van Geldern immer über den „Einen" nachtiftelte und Palembang seinerseits vollkommen davon überzeugt war, daß nach seinem Herrn keiner mehr Respekt verdiene, als er selbst.

Endlich naheten sie zu gegenseitiger Zufriedenheit dem Ende ihrer Gartentour, einer Taxushecke, welche einen halbkreisförmigen Platz umzirkte, in dessen Mitte eine Venus in die Arme des kriegerischen Mars sank, dem der schelmische Amor hinterlistig die Waffen geraubt hatte. Ein wenig zur Linken sprang ein kühler, blinkender Wasserstrahl in einer mit seltenen Conchylien ausgelegten Grotte empor und hier, auf der Marmorbank vor derselben, beliebte es van Geldern mit einer gewissen vornehmen Nonchalance nieder zu sinken und Palembang zu sich heran zu winken, der mitten in der brennenden Sonnenhitze, 14 Schritte entfernt, in größter Devotion stehen geblieben war. Bei diesem Wink schien es, als wenn ein Strahl in den Pfauenturban hinein geschlagen wäre und die darunter befindlichen Beine elektrisirt hätte. Mit kleinen, hastig watschelnden Schritten schoß er zu seinem Herrn hin und öffnete ohne weiteren Befehl das dreikantige Etui, aus dessen sammetausgeschlagenem Raum er zwei lange Thonpfeifen, einen Feuerstahl und einen perlengestickten Beutel von Saffian mit dem feinsten holländischen Tabak herauslangte .... Gleich nachher saß van Geldern da, einem zweiten Jupiter ähnlich, von duftigen Wolken umwirbelt, welche lieblich im leisen Frühligswinde emporschwebten, um wieder neuen blauen Ringen Platz zu machen, die der Raucher in scheinbarer Geistesabwesenheit, immer einen größer als den andern, von sich fort pustete.

Aber van Geldern war nicht geistesabwesend. Mitten in diesem scheinbar gedankenlosen Spiel grübelte er tief nach und ließ seine Hirnfibern abwechselnd mit den davon schwebenden Tabaksringen arbeiten, aber kein Mensch auf der ganzen runden, rollenden Erde würde auf seinem Gesicht zu errathen vermocht haben, was ihn so beschäftigte. Seine Züge waren ganz ruhig, ganz glatt und leidenschaftslos .... und erst, als Palembang ihm mit ergebenstem Bückling die andere Pfeife hinreichte und Feuer schlagen wollte, machte van Geldern eine hochmüthige Bewegung mit der Hand und flüsterte kaum hörbar:

„Diestler"!

Palembang's Ohren waren wunderbar geschärft und, indem er schnell das Etui unter seinen linken Arm nahm, schlug er sich in den nächsten Seitengang und verschwand hinter der Hecke. Kaum war ihm der Diener aus dem Gesichte, so nahm van Geldern's Haltung ein ganz anderes Gepräge an. Er lehnte sich gemächlich auf die Bank zurück, klopfte mit einer gewissen Zufriedenheit die Pfeife aus und murmelte: „Hat der alte Diestler nun seine Kunst verstanden, so ist van Eichel geliefert .... gründlich geliefert!" und mit diesen Worten brach van Geldern den Stiel der ausgerauchten Thonpfeife langsam, Zoll für Zoll, entzwei, bis er beim Kopfe angekommen war, den er mit einer übermüthigen Miene am Fuße der Venus zerschlug, indem er vor sich hinsagte: „Geliefert.... gründlich geliefert!"

Inzwischen war Palembang seinen Weg gehumpelt, so eilig er konnte; aber nun, da er in eine halbdunkle Haselnußhecke einbog, die zwischen frisch entfalteten Blättern zu dem Hause des alten Diestler führte, ging plötzlich die Geschwindigkeit des schwarzen Sendboten in ein langsames Schlürfen über. Mit einem Male stand er still, stellte seine beiden Säbelbeine möglichst weit auseinander und brachte seinen großen Kopf nach und nach so in die Nähe seiner zinnoberrothen Schuhe, daß der Gipfelpunkt seines Buckels zur Spitze einer Pyramide wurde. Palembang hatte offenbar, trotz seiner Mißgestalt, Anlagen zur Akrobatik; aber warum er gerade in diesem Augenblick Gebrauch davon machte, war nicht leicht zu begreifen.

Allerdings lag mitten im Gange ein todter Maulwurf, eine Ruchlosigkeit, die van Geldern sicher schon gerügt haben würde; aber daß ein todter Maulwurf diesen schadenfrohen, triumphirenden Ausdruck sollte hervorbringen können, der in häßlichster Weise Palembang's Gesicht entstellte, das war doch kaum denkbar.

Im behaglichsten Gefühl bewegte er sich dann vorwärts, bis er eine „Braut von Haarlem" fand, die von den Frühjahrswinden von ihrem Stocke losgerissen und auf die Erde geworfen worden war. Und während seine kleinen, steinkohlenschwarzen Augen von boshafter Freude blitzten, sagte er zu sich:

„Großer Mynheer van Geldern sein sehr großes Rajah. Großer Mynheer kennt sehr wenig; großes Rajah weiß Nichts!"

Mit diesem philosophischen Raisonnement watschelte Palembang hastig weiter, um das Versäumte einzuholen.

Es ist sehr zweckmäßig und weise im Leben eingerichtet, daß man nicht so weit hört, als man sieht; denn hätte van Geldern blos die letzte Bemerkung Palembang's vernommen, so würde es dieser schwarzen Kreatur übel ergangen sein. Nun aber hörte der Würdige weiter nichts, als den Gesang der Vögel, das Summen der Bienen und das Plätschern der Fontaine und in Folge dessen befand er sich überaus wohl, so wohl, daß seine

gemächliche Lage, die er auf der Bank eingenommen, nach und nach zu einer noch gemächlicheren überging und seine wachen Träume sich zu Etwas verwandelten, was wir bei gewöhnlichen Sterblichen eine starke Neigung zum Schlafen nennen würden. Aber van Geldern war ja Geschäftsmann und für einen Geschäftsmann ist es unmöglich, zu schlafen, bevor die dafür bestimmte Zeit erschienen. Kaum hörte er den rothen Strandkies knistern, als er hastig die Hände aus der Tasche nahm und die Beine von der Bank .... und siehe! da saß er wieder, der große, steife, ernste Matador des Handels, dem es ganz gleichgültig, ob einige hundert Menschen Hungers sterben, wenn blos die nöthigen Austern und Ananas für ihn nicht fehlten. Mit der einen Hand riß er an den Spitzen seiner großen Busenkrause, mit der andern ergriff er seinen goldbeschlagenen Stock und, indem er langsam den Kopf zurückbog, als wenn er nach den Sternen gucken wollte, sagte er mit scheinbar gleichgültiger Stimme:

„Nun, Diestler, was hat er zu Stande gebracht?"

Der alte Diestler, der, genau besehen, ganz einem klugen und listigen alten Staare glich, dessen graue Federn die Stürme des Daseins zerzaust und in Unordnung gebracht, zog ehrerbietigst seine breitschirmige Mütze ab, blinzelte listig über die Hornbrille hinaus und sagte mit verschlagenem Blick:

„Das Höchste, was Sie verlangen können, Mynheer van Geldern!"

„Ein großes Wort, mein guter Diestler", antwortete van Geldern mit einer gnädigen Handbewegung. „Er weiß, was ich wünsche; aber Er weiß auch, daß die Aufgabe schwer ist."

„Und die Belohnung groß," erwiederte Diestler mit einschmeichelnder Betonung.

„Bah," sagte van Geldern. „Glaubt Er, daß bei mir zehntausend Gulden eine Rolle spielen, wenn diese Aufgabe gelöst ist?"

„Sie ist gelöst!" schnarrte Diestler heraus, indem er die Absätze zusammenschlug und einen unterthänigen Bückling machte. „Will Mynheer sich davon überzeugen?"

„Wovon?" fragte van Geldern, mit einer gewissen Ueberraschung, die er indeß mit einer gleichgültigen Miene und dadurch zu verbergen strebte, daß er den Deckel seiner großen Schnupftabakstose aufklappte.

„Ich meine „le prince noir" die Frucht von zehnjähriger unermüdlicher Anstrengung, eine Varietät von unschätzbarem Werthe, mit einer Blüthe so schwarz wie, wie — Palembang", erdreistete Diestler sich mit einem leichten Schreck über diese Hindeutung auf Mynheers Lieblingsdiener hinzuzufügen.

Van Geldern sah den alten Diestler mit einem Gesichtsausdruck an, der alle Uebergänge vom Erstaunen bis zum vollkommenen Unglauben durchlief. Dann richtete er die schwere Allongeperücke in die Höh', knipste ein Schnupftabakskörnchen aus den Falten der Busenkrause und sagte: „Unmöglich, mein guter Diestler! Solch eine Varietät läßt sich nicht herstellen. Das ist gegen die Ordnung der Natur und ich bin ganz überzeugt, daß sich etwas Roth oder Gelb auf dem Grunde des Kelches findet."

„So schwarz wie Palembang, wenn man den Turban, den Kaftan und die ganze übrige Garderobe von seinem wohlgeschaffenen Körper zieht", versicherte Diestler, der seine Ueberlegenheit bei van Geldern's Mißtrauen wachsen fühlte. „Würde ich denn eine meiner Varietäten „le prince noir" nennen, wenn sie nicht so schwarz wie ein Rabe, so schwarz wie die Nacht wäre? Würde ich so mir nichts, dir nichts das Vertrauen aufs Spiel setzen wollen, welches der Prinz von Oranien mir erzeigte, bevor ich

in Mynheers Dienste trat? Soll man mich auslachen dürfen und sagen, daß ich ein Pfuscher und daß meine Zwiebel ein Schwindel? O nein! Mynheer van Geldern! Was der alte Diestler bezüglich der Botanik behauptet, das ist so sicher, als wenns der große Aristoteles selber gesagt hätte .... „Le prince noir“ entspricht vollkommen dem Namen, ich lege einen Eid darauf ab!“

„Nun, so zeig' Er mir die Tulpe!“ rief van Geldern, indem ein leichtes Roth sein sonst so ruhiges Gesicht färbte. „Zeig' Er mir sie und wenn's damit ist, wie Er sagt, beim Himmel, ich gebe Ihm fünfzehntausend Gulden und das Haus an der Schiffsbrücke, quitt und frei zum ewigen Eigenthum.“

„Mynheer van Geldern weiß die Kunst und ihre Jünger königlich zu belohnen!“ antwortete Diestler, welcher schmunzelnd die außergewöhnliche Wirkung beobachtete, die seine Worte hervorgebracht. Darauf wandte er sich um, klopfte in die Hände und einen Augenblick nachher sah man Palembang mit einem verdrossenen Gesicht auf die Haselnußhecke zuwatscheln, in seinem Arm eine vergoldete Porzellanvase tragend, deren oberster Theil mit einem Futteral von buntem Papier umgeben war, so daß der Inhalt völlig verborgen wurde. Aus Palembangs Händen wanderte die Vase in die von Diestler, der sie wieder mit einem tiefen Bückling seinem Prinzipal überreichte, welcher seinerseits mit einem hastigen Ruck das Papier zur Seite riß.

Van Geldern hatte einen Wahlspruch, der in hohem Grade dazu beitrug, ihn zu den unsterblichen Göttern zu erheben, und dieser hieß: „Nil admirari!“ Van Geldern wunderte sich über rein Nichts, und wie wär' es auch möglich gewesen, daß er Etwas bewunderte? Sein ganzes Leben ging in jener überlegenen Seelenruhe dahin, die niedre Geister mit einem geschacklosen Ausdruck „Phlegma“ zu nennen pflegen, die aber, davon abgesehen, daß sie national-holländisch war, Mynheer van Geldern wie einen Gott kleidete. Der alte Diestler hatte daher, obgleich er ihm schon ins siebenundzwanzigste Jahr diente, seinen Herrn niemals in irgend einer Spannung, Gemüthsbewegung, oder einem ähnlichen irdischen Zustande gesehen, und man wird deßhalb seine Ueberraschung begreifen, als van Geldern, der reiche van Geldern, beinahe mit einem Sprunge aus seiner imponirenden Ruhe emporfuhr, den Blumentopf mit seinen Inhalt gegen das Licht hielt, ihn mehrere Male rundum drehte und endlich wieder zurücksank, indem er mit einem Uebermaaß von Entzücken ausrief:

„Bravo, Diestler, das Ziel ist erreicht!“

Und in der That, das war auch Etwas, was man bewundern mußte. Aus feinem, silberweißem Moos hob sich eine Tulpe, so ausgezeichnet in Farbe und Form, daß man eher glauben konnte, sie sei unter der glühenden Sonne der Tropen aufgeblüht, als auf den nebligen Ebenen Hollands. Der fleischige Stempel war fast zimmetbraun und trug keck und herausfordernd die atlasschwarzen, nur oben halb auseinander gefalteten Blüthenblätter, deren jedes einzelne für sich das reinste Oval bildete. Palembang äußerte sein Entzücken und Erstaunen, indem er beide Hände quer über die Brust legte, und sich vor der Blume verbeugte, als van Geldern sie ihm überreichte, und nachdem das auf echt orientalische Weise besorgt war, trug er „le prince noir“ in das Zimmer seines Herrn hinauf mit einer Vorsicht, als wäre ihm ein krankes Kind, um es in das Hospital zu bringen, übergeben worden.

Van Geldern schien den Anfall menschlicher Schwäche zu bereuen, in welche ihn die seltene Blume gebracht hatte. Er knöpfte seinen inneren Menschen wieder zu, legte sein

Gesicht in ernste Falten, schloß seine Augen zur Hälfte und sank auf mehrere Minuten in ein stummes Grübeln. Endlich fragte er: „Wie viele Blumenzwiebeln hat Er von dieser Varietät?“

„Bis jetzt nur drei Hundert und neun,“ antwortete der alte Dienstler mit lobenswerther Genauigkeit; „aber zum nächsten Frühjahr mache ich mich anheischig, drei Tausend zu liefern.“

„Laß' Er Alles, was vorhanden ist, noch heute Abend auf das kleine Magazin bringen,“ sagte van Geldern und rieb sich vergnügt die Hände. „Nein, besorg' Er die Sache selbst, damit Niemand davon erfährt. Es gilt da reinen Mund zu behalten. Apropos, Er ist doch gewiß, daß kein Andrer außer Ihm diese Varietät gezogen hat?“

Diestler stierte über seine große Hornbrille mit einem gewissen unruhigen Blicke und antwortete flüsternd: „Ich habe meinen Spion gehabt; van Eichel mangelt diese Zwiebel.“

„Gut“, sagte van Geldern und nickte mehrere Male nachdenklich mit seinem großen Kopfe. „Das paßt ausgezeichnet .... Diestler, wenn ich todt bin, so will ich von dieser Tulpe jedes Frühjahr einen Kranz auf meinen Sarg gelegt haben. Vergeß' Er das nicht!“

Diestler fuhr mit einem Ausdruck zurück, als wenn ihn Jemand plötzlich an den Magen gepufft hätte. Nicht ohne Mühe brachte er den halb offenen Mund soweit in Ordnung, daß er stammeln konnte:

„Mynheer wollen in Betracht ziehen, daß jede dieser Tulpen einen Preis von fünfzehnhundert Gulden hat?“

„Bah!“ antwortete van Geldern, „was thut das?“

„Ja, aber das wird ja gar nicht mit der schwarzen Farbe des Sarges harmoniren!“ wandte Diestler verzweifelt ein.

„Dummerjahn!“ schnarrte van Geldern heraus und stieß mit seinem Stock in die Erde. „Mein Sarg soll vergoldet werden. Thu' Er, was ich ihm gesagt habe!“ Und mit diesen Worten machte van Geldern eine imperatorische Handbewegung, welche Diestler in den alten Haselnußheckengang, wie eine Schnecke, die Etwas auf die Fühlhörner bekommen, verschwinden ließ.

Van Geldern sandte seiner magern Gestalt noch einen zermalmenden Blick nach und murmelte halblaut: „Tölpel!“ Nachher nahm er die andere Pfeife aus dem Etui, zündete sie an und fuhr mit dem goldbeschlagenen Stocke in dem hellrothen Sande umher. Höchst seltsame Figuren kamen da zum Vorschein. Zuerst waren es Tulpen und Tulpenblätter, dann formirten sie sich zu Kränzen, die großen runden Kränze wurden zu Nullen und erhielten Einer, so daß sie in Reihe und Glied standen, wie Soldaten, und dann begann ein Addiren, Subtrahiren, Multipliziren und Dividiren, daß der ganze Platz rund um den reichen van Geldern schier aussah, wie eine einzige ungeheure Rechentafel, unfaßbar und unbegreiflich für Jedermann, außer für ihn, der in schweigsamem Grübeln bei seiner Arbeit blieb. Hin und wieder glitt ein eigenthümliches, triumphirendes, man könnte beinahe sagen dämonisches Lächeln über sein breites, energisches Angesicht; er warf den Kopf zurück mit einem Zuge von Stolz, als ob er Zeus wäre, der blos seine ambrosischen Locken zu schütteln brauche, um die Erde zittern zu machen. Was dachte van Geldern während dieser scheinbar müssigen Beschäftigung? Nein, müssig war van Geldern keineswegs und die Ziffern im Sande waren für ihn dasselbe, wie der Feldzugsplan, den der große Condé am Abende vor einer entscheidenden

Schlacht in die Erde zeichnete. Auch van Geldern führte ein Heer an, ein Heer von blanken, schimmernden Dukaten. Die Armee war bedeutend; sie zählte nach Millionen und kämpfte gegen ein anderes, fast ebenso großes Heer, das sich verzweifelt wehrte, bis van Geldern neue Hilfstruppen sandte und es vollständig aufrieb. Van Geldern rechnete so: „Ich werfe dies Frühjahr nach und nach tausend Zwiebeln von „Le prince noir“ auf den Markt, zu einem Preise von fünfzehnhundert Gulden das Stück. Van Eichel's Agenten werden diese Zwiebeln auffaufen, um zu verhindern, daß meine Tulpen den Vorrang erhalten. Er wird dabei eine Ausgabe von fünfzehnhunderttausend Gulden haben und kann erst gegen den Sommer hin verkaufen, wenn die Kurse für Zwiebeln am höchsten stehen. Zu dieser Zeit werde ich mit Diestler's Hülfe zweitausend ausgezeichnete Zwiebeln in Reserve haben, die ich dann für achthundert Gulden das Stück ausbiete. Ich habe da meine Betriebsunkosten gedeckt und van Eichel ist ruinirt.“

So weit war van Geldern gekommen, als er in der Haselnußhecke die melodischen Triller einer Nachtigall zu hören glaubte. Van Geldern war kein Schwärmer, aber auf Nachtigallen hielt er etwas, denn es kam ihm vor, als ob man bei ihrem einförmigen Schlage schneller in Schlaf sinke. Außerdem verwunderte es ihn, daß die Nachtigall noch so spät am Morgen schlüge und, indem er mit einem langen Strich seine ganze Rechentafel abschloß, richtete er sich langsam empor, um nachzusehen, ob besagter Vogel schon sein Nest gebaut habe. Würdig und majestätisch wanderte er durch den hellgrünen Haselnußheckengang und war erstaunt, daß die Nachtigall plötzlich zu schlagen aufhörte. Würdig und majestätisch war sein Schritt, bis er an den todten Maulwurf heran kam, welchen Diestler nach der erhaltenen Demüthigung übersehen haben mußte. Dieser Maulwurf zog sich natürlich seine ungnädigste Ungnade zu. Es war schon seltsam genug, daß ein solches Vieh überhaupt sich unterstehen konnte, in van Geldern's Garten umher zu wühlen; aber daß es sich noch obendrein so dummdreist mitten in den Gang hinlegte, das fand van Geldern mehr als unverschämt. Um sich von der Realität dieses schwarzen Wesens zu überzeugen, rührte er es mit seinem Stocke an; aber in demselben Augenblick blieb er mit offenem Munde und starren Auges stehen, als wenn ihm ein Geist erschienen wäre. Langsam und beschwerlich beugte er seinen Oberkörper tiefer und tiefer, bis er zuletzt fast dieselbe pyramidale Stellung annahm, wie sein schwarzer Sklave sie wenige Minuten vorher eingenommen, — nur das triumphirende Lächeln fehlte ihm.

Im Gegentheil, er richtete sich auf, purpurroth im Gesicht, und mit einem Ausruf, der eine Mischung von wahnsinniger Wuth und Ueberraschung schien. Gerade an der Seite des todten Maulwurfs, sah man in der frischen, feuchten Erde die Spur von einem kleinen, koketten Absatz und somit lag da nichts Besonderes vor. Aber hart neben dieser kleinen niedlichen Mädchenspur lief genau in derselben Richtung die Spur eines festen, breiten männlichen Fußes, welche weder von Palembang's hackenlosem Saffianschuh, noch von Diestler's Holzschuh herrühren konnte, sondern von einem Dritten, einem Unbekannten. Niemand hatte zu diesem Theile des Gartens Zugang, außer den Personen, die wir bereits genannt haben, und Doris, der „schönen Doris,“ wie Alle in Haarlem sie nannten, und die schöne Doris war van Geldern's einzige Tochter. Ihre Kammerjungfer lag krank, ihr Hofmeister war in England, um seine Eltern zu besuchen, und die koquette Spur — van Geldern wurde ordentlich aufgebracht über den Gedanken — konnte keinem Anderen angehören, als seiner Tochter. Bedächtig und gebeugten Kopfes ging er den Haselnußheckengang entlang, beständig der unseligen Spur folgend,

und beständig sich mehr und mehr davon überzeugend, daß der breite Fuß dem spitzen so genau folgte, als wenn zwei Personen Arm in Arm mit einander spaziert wären.

Endlich kam er an die geknickte „Braut von Haarlem" und hier blieb er in einem Zustande alberner Verwirrung stehen und starrte bald auf die Spuren, bald auf ein kleines blankes Ding, welches aus dem Grase hervorstach. Die Spuren liefen hier nicht mehr nebeneinander hin, nein, die Zehenspitzen gingen aufeinander zu, und die feinen niedlichen Füße waren an ihrem vordern Theil so tief in den Sand eingedrückt, daß die ganze Wucht des Körpers darauf geruht haben mußte. Der Gedanke an einen Kuß fuhr auf eine wunderlich unbestimmte und doch zugleich überzeugende Weise durch van Geldern's Hirn und indem er anscheinend ganz phlegmatisch sich bückte, nahm er das blanke Ding vom Boden auf und betrachtete es mit komischer Stupidität. Es war dies eine Schuhschnalle, eine Damenschuhschnalle, und van Geldern erinnerte sich in nebelhafter Gedankenlosigkeit, einmal eine ähnliche an dem kleinen Fuße seiner Tochter gesehen zu haben. Einer Ohnmacht nahe taumelte er, bis er endlich Kraft zum Stehen gewann. Dann blickte er in die leere Luft empor, als wenn er von dort her Etwas erwartet hätte — und wenn Jemand in diesem Augenblick gesagt haben würde, daß van Geldern einer Kuh gliche, die eine Windmühle anglotze, so würde dieses Gleichniß, wie unpassend es auch scheinen möchte, doch vollkommen zutreffend gewesen sein. Plötzlich hörte er den Schlag der Nachtigall, aber diesmal kamen die Triller ganz deutlich von der anderen Seite der Gartenmauer. Van Geldern spitzte die Ohren, ja er spitzte die Augen mit, wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen darf. Er hob sich auf den Zehen, so hoch er konnte, und reckte den Hals, so lang er vermochte, während die Thonpfeife wie ein weißer steifer Schnabel empor stand und eine Rauchwolke in die Luft sandte. Dann trippelte er in vorsichtiger Eilfertigkeit lautlos den Gang weiter fort, bis er zu einer in der Nähe der Mauer befindlichen Buxbaumhecke kam. Hier postirte er sich hin, wie ein Aar der auf Raub lauert, und in demselben Momente geschah das Unglaublichste. Ein schwerer Gegenstand kam plötzlich aus den Wolken gefahren, prallte zunächst an seine Allongeperücke an, fiel von da auf seine Pfeife, die in mehrere Stücke zerbrach, und blieb endlich vor seinen Füßen als ein frisches, duftiges Bouquet von halb aufgesprungenen Rosen liegen. Van Geldern war, wie wir wissen, Blumenliebhaber, namentlich Enthusiast für Tulpen zu funfzehnhundert Gulden das Stück; aber solch ordinäres Zeug, wie Rosen, war nicht nach seinem Geschmack. Man darf sich deßhalb nicht wundern, daß er in einem Anfall von Wuth das Bouquet mit dem Fuße wegschleuderte und daß sich sein Herz gleich darauf in einem Fluche Luft machte, den wir wohl nicht zu wiederholen brauchen. Aber der Fußstoß, der gegen die vom Himmel gefallenen Rosen gerichtet ward, hatte eine Wirkung, welche van Geldern nicht im Entferntesten ahnte. Einige duftende Blätter waren über den Gang hin zerstreut worden und mitten unter denselben sah er ein andres Blatt, auch duftig und rosenroth, aber von Papier. Van Geldern wollte seinen Augen nicht trauen; langsam ging er darauf zu, beugte sich mit Beschwerlichkeit und hob den abscheulichen Verräther vom Boden auf. Auf dem Siegel stand ein Amor, der einen Schmetterling an den Flügeln hielt, und auf der Adresse stand: „An Doris!"

Alles drehte sich vor van Geldern's Augen; der Zorn übergoß, wie ein purpurfarbener Strom, sein breites Gesicht und in diesem Strome wirbelten alle seine Gedanken, Pläne und Hoffnungen zusammen. Doris? Wer anders konnte das wohl sein, als seine

Tochter, des reichen van Geldern's Tochter, zu welcher irgend ein Wurm — nein, das Ganze war nur ein Traum, ein niederträchtiger, infernalischer Traum, welcher sich ihm wie ein Alp quer über die Kehle legte und das Blut verhinderte, aus den pochenden Schläfen wieder zurück zu treten. Es mußte ein Traum sein, es sollte ein Traum sein, und doch vermochte van Geldern nicht, aus ihm zu erwachen; festgebannt, wie im Schlafe, stand er fortwährend an demselben unseligen Platze und fortwährend stierte sein großes, wasserblaues Auge auf die beiden verhaßten Worte: „An Doris". Mit einem Seufzer, der fast einem Stöhnen gleich kam, sank er auf die nächste Bank nieder und las die folgenden ganz „sinnlosen" Linien, welche von einer ihm ganz unbekannten Hand geschrieben waren.

Nimm die Verse, verborgen von Rosen;
Bald wird kommen die glückliche Zeit,
Wo die Verliebten sich herzen und kosen
Nicht mehr verborgen in Heimlichkeit.
Traue dem Himmel, er lenkt unsre Loose,
Lenkt unser Schiff zum blumigen Strand:
Doris, Du süße, Du herrliche Rose,
Bleibe nur treu und halte nur Stand!

Gab es etwas, was van Geldern auf den äußersten Gipfelpunkt der Raserei versetzen konnte, so waren es Verse. Er verachtete, er haßte Verse. Er hielt sie für den Ausdruck der Zahlungsunfähigkeit eines vollendeten Lumps, und wenn man ihm würde die Wahl gelassen haben zwischen falschen Wechseln und ächter Poesie, so würde er unbedingt den ersteren den Vorzug eingeräumt haben.

Schäumend vor Aufregung ergriff er das Bouquet, faltete das Papier zusammen und steckte es wieder unter die verrätherischen Rosen; dann machte er einige Schritte gegen seine „Villa" zu, wendete sich aber plötzlich wieder um und ging, gleichsam getrieben von einer unsichtbaren Macht, von Neuem in den Haselnußheckengang. Warum liefen die Spuren von Palembang's Pantoffeln nicht gerade über die anderen hinweg? Weßhalb hielten sie sich immer an der Seite und weßhalb war Palembang nicht in der Mitte des Ganges hinabgehumpelt, nachdem er des todten Maulwurfs ansichtig geworden? Das waren Fragen, die sich bei van Geldern, der nur mit schwer erkämpfter Fassung den Weg fortsetzte, unwillkürlich aufdrängten. Ohne daß er sich selbst gehörig darüber Rede stehen konnte, wurde ihm doch mehr und mehr klar, daß der Schwarze die beiden Spuren zum Gegenstande der Beobachtung gemacht und daß er sich gehütet hatte, sie zu verwischen, aber weßhalb? War Palembang ihm treu, oder stand er im Einvernehmen mit seiner Tochter? Beides konnte möglich sein und die Untersuchung dieses Problems brachte seine Gedanken in eine andere Richtung, sodaß er im Zustande scheinbarer Ruhe, — das Bouquet unter dem dreikantigen Hut verborgen — sein Landhaus erreichte.

In van Geldern's Sommersitz befand sich ein Zimmer, genannt das „chinesische Gemach", welches eine reiche Sammlung von allerhand chinesischen und ostindischen Raritäten enthielt, die aus den fernen Kolonien Hollands stammten. Ueber dieses Museum hatte Palembang die Oberaufsicht, ja er bildete gewissermaßen einen lebenden Theil desselben und vermehrte es in seiner freien Zeit mit den wunderlichsten barbarischen Bildern, die mit farbiger Tusche auf das feinste Seidenpapier hingeworfen, oft von einer in der That überraschend komischen Wirkung waren. Da van Geldern endlich mit schlecht copirter Gleichgültigkeit in das chinesische Gemach eintrat, wohin er „le prince

noir" hatte bringen lassen, fiel sein Auge sogleich auf Palembang, welcher zusammengekauert auf einem Stuhle saß und hastig ein Blatt Papier unter einer der chinesischen Vasen verbarg.

Die Begebenheit im Garten hatte van Geldern urplötzlich in einen vollkommenen Argus verwandelt. Alles, was da Mißtrauen, Argwohn und Zweifel hieß, war nun so lebendig in ihm, daß Nichts, auch nicht die geringste Bewegung, ihm entging. Vorsichtig legte er den Hut mit seinem Inhalte neben le prince noir nieder, welche Blume übermüthig prahlend mitten auf dem Tisch stand, und befahl in durchaus nicht unauffälligem Tone, seine Tochter zu rufen. Palembang schnellte wie ein großer Gummiball vom Stuhle auf und trollte sich unter der Sammetdraperie zur Thür hinaus. Kaum war er fort als van Geldern auf die Vase zusprang wie eine Katze, sie beiseite setzte und das Papier, das Palembang versteckt, mit heißhungrigem Blicke musterte. Es war auch wirklich der Betrachtung werth; man sah darauf eine Zeichnung in ächt chinesischem Stil, ganz danach angethan, Lachen und Heiterkeit zu erwecken.

Zu unterst auf dem blaßgelben Papier, das in mehrere Felder getheilt war, sah man zwei Maulwürfe, die scheinbar überrascht aus ihrem unterirdischen Schlupfwinkel hervorguckten. Sie schienen eine kleine Chinesin zu betrachten, welche mit ihren kleinen verkrüppelten Füßen einem ekeln, alten Drachen aus dem Wege ging, der, mit einem menschlichen Kopfe geziert, sich auf etwas sonnte, was eine große Aehnlichkeit mit Geldsäcken hatte. Auf der anderen Seite zeigte sich ein junger Chinese mit einem Saitenspiel, und vor dem Drachen befand sich ein offenes Wasser mit einer gewölbten Brücke, unter der ein Kahn lag. Ueber diesem Felde kam dann ein großes Wasser mit sturmgepeitschten Wogen; im Vordergrunde erblickte man wieder eine Brücke und hier stand der alte Drache mit einem krummen Säbel in der linken Vordertatze und holte mit grimmigem Gesicht gegen die Beiden aus, die im Boot saßen und von den Wellen fortgetrieben wurden. Oben darüber war eine Insel mit Klippen, Grotten, Glockenthürmen und Tempeln gezeichnet; dort unter säuselnden Palmen befand sich wieder das Fahrzeug. Mit der letzten Partie, die ein phantastisches Gebäu bildete, war Palembang offenbar nicht fertig geworden. Da erschien der Kopf des Drachen abgehauen und unter einer Reihe von Stufen befestigt, welche zu der Vorhalle dieses Gebäu's emporführten. Die in demselben sich zeigenden Personen waren nur leicht skizzirt; aber sie schienen einander umschlungen zu halten.

Van Geldern betrachtete Palembang's Kunstwerk mit immer größerer Verbitterung; denn je länger er es ansah, desto klarer wurde ihm, was der Schwarze mit seiner Allegorie gemeint hatte. Der Drache konnte gar kein Andrer als er selbst sein; frech und gemein erschien sein Kopf, aber er war umgeben von einer riesigen Allongeperücke und die Züge in seinem Gesicht hatten trotz ihrer thierischen Wildheit eine karrikirte Aehnlichkeit mit ihm. Daß Palembang mit der Chinesin seine Tochter Doris gemeint hatte, war ebenfalls nicht schwer zu errathen; aber wer war der Musikant, der Lautenspieler? Van Geldern faßte sich einen Augenblick an die Stirn und, als ob ein Blitz plötzlich in sein Hirn eingeschlagen hätte, streckte er die geballte Hand in die Luft, schüttelte sie mehrmals hin und her und sagte mit einer vor Erbitterung bebender Stimme:

„So wahr mir Gott helfe, Niclas van Dyk! Ist das nicht eine Orgel, die der verdammte schwarze Schlingel da drauf gezeichnet hat? Und dieser lumpige Organist, dieser jämmerliche Kerl von einem Leiermann wagt seine Augen zu meiner Tochter zu erheben? Nein,

welcher Thor ich bin, sie über vier Wochen hier auf dem Lande allein zu lassen! Aber warte nur, Monsieur Niclas, ich werde Dir aufspielen, daß du die Lust auf der alten Orgel in der Domkirche herumzupauken wohl verlieren sollst! Ein Organist, ein Klimperer, der für schofle zehn Gulden rund um die Stadt läuft. Und meine Tochter! Nein, 's ist zu lächerlich!"

Und van Geldern brach in ein hohles, hypochondrisches Lachen aus, wovon der leere Kopf einer vor ihm stehenden chinesischen Pagode in tiefsinnige Bewegung versetzt wurde, als wenn sie sagen wollte: „Du hast Recht, Mynheer van Geldern! Ein miserabler Organist! Vollständig lächerlich!"

Ein Rascheln der faltenreichen Sammetgardine, welche die Thür im Hintergrunde verdeckte, brach van Geldern's Betrachtungen ab und ließ ihn, während er seinen Blick fest und scharf auf den Eintretenden richtete, die Zeichnung rasch unter der Vase verbergen. Es erschien eine junge ziemlich üppige Dame mit einem Haar so reich und golden, daß es beinahe das Band von ächten Perlen verdunkelte, welches durch ihre Flechten geschlungen war. Ihre großen, tiefblauen Augen hatten den eigenartigen Ausdruck träumender Wehmuth und aufrichtiger Treue, wie man ihn bei den Holländerinnen zu beobachten öfter Gelegenheit findet. Die breite offne Stirn, die nicht gerade kleine aber fein gebaute Nase, die vollen Lippen, der halboffne Mund, alles deutete darauf hin, daß sie van Geldern's Tochter war, und wie sie da über die Diele hinschritt, langsam, aber frei und leicht in allen ihren Bewegungen, mit einer prachtvollen Laute in der Linken und der aufgerafften Schleppe ihres hellblauen Seidenkleides in der rechten Hand, glich sie dem Bilde eines sonnigen Lenzmorgens in all seiner Frische und Anmuth. Aber van Geldern bemerkte das nicht. Mit einer barschen Handbewegung schickte er Palembang, der dienstfertig herbeigesprungen, wieder fort, und indem er sich dann zu Doris wandte, fragte er in einem strengen Tone: „Warum ist Fräulein denn gar nicht zu sehen? Kann sie dem Vater nicht einen „guten Morgen" bieten?"

„Papa ist wirklich zu vergeßlich!" antwortete Doris mit einem hinreißenden Lächeln, „Papa mögen sich erinnern, daß ich Monsieur van Dyk um neun Uhr erwarte; ich mußte also doch vorher Toilette machen."

„So? Toilette mußtest Du machen?" wiederholte van Geldern höhnisch. „Kannst Du mit dem Menschen nicht im Morgenkleide spielen?"

„Nein, das kann ich nicht!" antwortete Doris ernst, indem sie mit einem schmerzlichen Ausdruck ihre großen blauen Augen auf dem Vater ruhen ließ.

„Und weßhalb nicht, wenn ich fragen darf?" rief van Geldern aufgebracht.

„Weil ich weder Monsieur van Dyk noch Dich durch ein unpassendes Aeußere verletzen will," erwiederte Doris, leicht erröthend.

„Ah!" sagte van Geldern mit einer nadelspitzen Betonung und drehte sich rasch gegen den Tisch um.

„Hat Papa sonst noch etwas zu befehlen?" fragte Doris, die sich verwunderte, daß der Vater ihr so barsch den Rücken kehrte.

„Blos eine Bagatelle," entgegnete van Geldern, indem er langsam sich wieder ihr zuwandte. „Ich wünsche, daß Du diese Rosen ins Wasser setzest, bevor Du gehst!"

„Gott, welch reizenden Rosen!" sagte Doris lächelnd, indem sie ihr blühendes junges Gesicht über die Blumen neigte.

„Ja, sehr reizend, sehr reizend, richtige fleurs d'amour, nicht wahr?" schnarrte van Geldern heraus und bebte vor Ungeduld.

„Was meinst Du?" fragte Doris, welche gerade eine prachtvolle venetianische Rose ergriffen hatte und den klaren Wasserstrahl hinein perlen ließ.

„Was ich meine? Hm! Hm! Ich meine ... Na, das kann Dir ja ganz gleich sein, was ich meine!" rief van Geldern und stieß mit dem Stocke auf die Diele.

„Papa hat heute einen schlimmen Humor," sagte Doris mit einem Seitenblicke, während sie das hellrothe seidene Band löste, wodurch das Bouquet zusammengehalten wurde. „Sind schlechte Nachrichten von Amsterdam gekommen oder hat der alte Diestler wieder Dummheiten gemacht? Wenn man so kostbare Rosen erhielt, so müßte man sich doch mehr mit dem befassen, der sie geschickt hat."

„Oh, ich befasse mich auch, ich befasse mich außerordentlich!" ... versicherte van Geldern, welcher merkte, daß er sich beinahe verschnappt hätte ... „Ich bin in einem vortrefflichen Humor, Kindchen! in einem richtigen humeur de rose! ... Nun, sput' Dich, die Blumen ins Wasser zu thun."

Es war etwas so Beißendes in der Art, womit van Geldern diese Worte aussprach, daß Doris aufmerksam wurde. Eine leichte Röthe fuhr über ihre Wangen und während sie die duftigen Blumen eine nach der anderen zu einem loseren Strauße zu vereinigen suchte, schien eine bittre Antwort auf ihren Lippen zu schweben. Van Geldern achtete auf jede ihrer Bewegungen mit derselben Aufmerksamkeit, wie eine Katze, die auf eine nichts ahnende Nachtigall lauert. Plötzlich stieß Doris einen Schrei aus und ließ eine Rose auf den Fußboden fallen.

„Was ist das?" frug van Geldern und hob sich auf den Zehenspitzen in die Höhe.

„Die abscheulichen scharfen Dornen," stammelte Doris. „Ich jagte mir eben einen in den Finger. Papa möge mich einen Augenblick entschuldigen; ich muß auf mein Zimmer, um ihn mir herauszuziehen."

„Das ist nicht nöthig," sagte van Geldern; ich kann das sehr gut selbst machen ... Weshalb ballst Du die Hand zusammen?"

„Es blutet und thut weh! ... Ach, mein neues Seidenkleid!" stieß Doris hervor und wurde leichenblaß.

„Laß das dumme Kleid!" sagte van Geldern und ergriff sie beim Handgelenk. „Zeig' doch wo der Dorn sitzt."

Doris riß hurtig ihre kleine gebrungene Hand zurück und schlüpfte mit einer blitzschnellen Bewegung hinter den Vater. In demselben Moment fiel ein rothes Blatt zur Erde, und im nächsten Moment war es schon verborgen durch eine niedliche Fußspitze, die koquett aus den Falten des Seidenkleides hervorguckte. Van Geldern drehte sich um wie ein Krokodil, vor welchem der leichte Vogel grade im Augenblick des Verderbens flieht.

„Sieh', da sitzt der Dorn!" sagte Doris.

Van Geldern sah mit einem stumpfen Gesichtsausdruck auf einen kleinen schwarzen Punkt in Doris' entgegengestrecktem Finger; aber von dem Punkte aus ging sein Auge langsam nieder zu dem rothen Schuh.

„Du hast Etwas verloren!" rief er mit heiserer Stimme.

„Was denn, Papa?" frug Doris, die ein eisiger Schauer überlief.

„Deine Schuhschnalle, mein Kind!" antwortete van Geldern mit unheimlicher

Freundlichkeit. „Wie kann ein so großes Mädchen wie Du so legèrement gekleidet gehen? Begieb Dich gleich hinauf und ersetze das Fehlende. Du kannst Dir auch bei dieser Gelegenheit den Dorn herausziehen."

Doris machte eine Bewegung zum Gehen, aber der kleine rothe Schuh blieb wie festgenagelt auf derselben Stelle haften.

„Nun spute Dich," rief van Geldern. „Wie lange soll das dauern?"

Doris drehte sich mit der Energie der Verzweiflung um, sodaß die lange Seidenschleppe rings um sie herum fegte. Sie that ein paar rasche Schritte gegen die Thür, stand aber plötzlich mit einem Rucke still, als van Geldern ihr nachschrie: „Was ist das?"

„Was?" fragte Doris verwirrt.

„Nun, das Billet da auf der Erde!" antwortete van Geldern und berührte es mit seinem Stocke.

„Das gehört nicht mir," stotterte Doris. „Ich weiß wahrhaftig nicht, wie es dahinkommt."

„Ah, Du weißt es nicht!" donnerte van Geldern, dessen Zorn plötzlich alle Dämme durchbrach. „So will ich mir das Vergnügen machen Dir's zu erklären. Dieses Billet, das Du mit so großer Schnelligkeit zu verbergen suchtest, dieses Geschreibsel, das Du Dich nicht entblödest zu verleugnen, siehst Du, das war der Rosendorn, der Dich verwundete ... Und willst Du wissen, wie diese reizenden Rosen in meinen Besitz kamen? ... ich werde Dir's sagen! An meinen Kopf wurden sie mir geschleudert von irgend einem Vagabonden, der wahrscheinlich jetzt auf der Landstraße sich umhertreibt und die Nachricht erwartet, wann er wieder die Ehre haben soll mit van Geldern's Tochter in der Haselnußhecke zu promeniren. Da ist Deine Schuhschnalle! ... Nimm doch den Wisch auf und laß' mich hören, was er schreibt! ... ich will doch nicht umsonst Deinen postillon d'amour gespielt haben!"

Doris stand da als wenn der Blitz vor ihr eingeschlagen hätte. Die wachsartige Bleichheit, die ihren Zügen eine fast todtenähnliche Bläffe verliehen, wich einer flammenden Purpurröthe, die selbst Hals und Stirn mit ihrem Feuer färbte. Das schöne Haupt senkte sich, die großen dunkelblauen Augen füllten sich mit einem hastig hervorbrechenden Thränenstrom und während sie niederfiel vor van Geldern's harter, unbeweglicher Steingestalt, schluchzte sie:

„Vergieb mir, Vater! Du weißt nicht, wie sehr ich ihn liebe!"

„Nein, wahrhaftig nicht," entgegnete van Geldern mit spottender Betonung. „Es freut mich zu hören, daß ich endlich Aussicht habe einen Schwiegersohn nach Deinem Kopfe zu finden. Lies was er schreibt, das ist mein bestimmtes Verlangen!"

„Verschon' mich, Vater!" bat Doris und schlang ihre schönen Arme um ihn. „Verschon' mich; ich kann es nicht!"

„Ei, Du kannst es nicht?" wiederholte van Geldern höhnisch. „Du kannst Deinem Vater nicht vorlesen was dieser Straßenjunker schreibt? Aber ihn hinter meinem Rücken treffen, Rendezvous mit ihm verabreden, herumspazieren im Mondschein, das kannst Du! Augenblicklich nimm das Billet und lies!"

„Erbarm' Dich, Vater, erbarm' Dich, wenn Du kannst! Verstoß' mich, wenn Du willst, aber den Brief, nein, den kann ich nicht lesen!" sagte Doris seufzend und ihre Stirn auf des Vaters Knie stützend.

„So kann ich's, trotziges, entartetes Kind!" rief van Geldern außer sich und bückte sich beschwerlich nach dem Billet.

„Beim lebendigen Gott, bei meiner Mutter, welche Dich so sehr liebte, lies diese Zeilen nicht!" schrie Doris und klammerte sich noch fester an des Vaters Knie.

Aber van Geldern war unbeweglich. Mit der ganzen Kaltblütigkeit eines Geschäftsmannes faltete er das Billet langsam auseinander und indem er mit dem Rücken der Hand dem Papier einen boshaften Schlag gab, um es glatt zu bekommen, begann er mit einförmigem Tonfall die ersten Verse zu lesen. Da hörte er einen dumpfen Fall. Es war Doris, die zu seinen Füßen lag.

Van Geldern verstand es in allen Verhältnissen, die bei einem Geschäftsmanne vorkommen, sich mit großer Kaltblütigkeit zu benehmen, aber daß ein junges Mädchen, und noch obendrein seine Tochter, durch einen Brief in Ohnmacht fiel, das ging ihm über den Horizont. Er kam dabei aus seinem Concept und zwar in einem so hohen Grade, daß er in einem Ausbruche von plumper Hilfebereitschaft das Glas mit den Rosen gerade über seiner Busenkrause ausgoß. Da das nicht half, so stierte er in dem fatalen Bewußtsein, daß er in diesem Augenblick keinen Menschen um Beistand anrufen könne, nach der Thür, als wenn von dort Hilfe kommen sollte. Und es kam auch welche; aber freilich andre, als van Geldern sie erwartete.

Es war klar, dieser Tag war der Tag der Ueberraschungen.

Eine kecke und sichre Hand riß mit einem einzigen Griff die sammtne Gardine zurück und herein trat ein Mann, der schon auf den ersten Blick mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit wecken mußte. Es war eine hohe, breitschulterige Gestalt, gekleidet in kohlschwarzen Sammet vom Kopf bis zum Fuß. Er trug keine Perücke, wie es damals Sitte war; ein dunkles, reichgelocktes Haar fiel ihm auf beide Schultern nieder und verbarg fast den breiten Spitzenkragen, der in ungezwungenen Falten sein Wamms umsäumte. Innerhalb dieses Rahmens von schwarzen Locken zeichnete sich in breiten, bestimmten Zügen ein festes, männliches Gesicht ab, eins von jenen Gesichtern, denen man es anmerkt, daß ihr Besitzer sich nicht vor Reichthum und gleißender Macht beugt.

Ohne ein Wort zu sagen stürzte der schwarzlockige Mann, der von Palembang, welcher gelauscht hatte, über das Vorgefallene unterrichtet worden, auf die ohnmächtige Doris zu, trug sie wie ein Kind auf das nächste Sopha und indem er ihre Hand faßte flüsterte er halb kniend:

„Doris, wach' auf! Ich bin ja bei Dir!"

Doris schien den Druck seiner warmen Hände zu merken; sie umfaßte sie beide und öffnete ihre großen, dunkelblauen Augen, um bald wieder die Hand davor zu decken, indem sie wie abwehrend flüsterte: „Niclas van Dyk!"

Van Geldern stand da wie aus allen Himmeln gefallen. Niemals in seinem Leben war er so über die Achsel angesehen worden, als eben jetzt. Wie gelähmt blickte er vor sich hin mit völlig unbeweglichen Augen, und diese Machtlosigkeit über sich selbst ging zu einer Art von Starrkrampf über, als er van Dyk die lilienweißen Hände seiner Tochter Doris an die Lippen drücken sah und ihn flüstern hörte: „Fürchte Nichts, Doris! Ich nehme Alles auf mich!"

„So, das thut Er? Er unverschämter Narr von Bälgetreter!" rief van Geldern, der mit diesen Worten sich aus seiner widerlichen Verzauberung befreite.

Van Dyk richtete sich auf mit einem einzigen Sprunge und betrachtete van Geldern's

leidenschaftlich glühendes Gesicht mit einem überlegenen durchbohrenden Blicke. Doch Doris mahnte ihn mit halbgeöffneten, bittenden Augen. Van Dyk ging mit ruhigem festen Schritt nach der Thür und rief: „Palembang!"

Nie hatte der schwarze Sklave zu van Geldern's unendlichem Erstaunen sich so überaus hurtig gezeigt, als bei dieser Gelegenheit. Gleich einem Kreisel schnurrte er dann wieder hinaus, um im nächsten Moment mit der Kammerzofe von Mynheer's Tochter zu erscheinen, welche van Dyk mit den Worten anredete: „Fräulein ist unwohl geworden. Sie will auf ihr Zimmer!"

Indem er das sagte, öffnete er selbst die Thür und wandte sich dann mit einem stolzen Blicke zu van Geldern, welcher noch immer wie halb gelähmt ob all der Freiheit stand, welche dieser „Bälgetreter" in seinem Hause sich herausnahm.

„Sie brauchten vorhin einen Ausdruck, Mynheer van Geldern, für welchen ich Sie jetzt zur Rechenschaft ziehen muß!" sagte Niclas van Dyk, die Augen fest auf van Geldern's erhitztes Gesicht geheftet. „Ich lasse Bälge treten von meinen Leuten; ich selbst aber spiele die Orgel in Haarlems alter Kirche und wer so spielt, wie ich, den wird wohl Niemand für einen Lumpen halten, es müßte denn ein Geldprotze sein, der so stolz ist, daß kein Bälgetreter der Welt ihn von seiner Aufgeblasenheit befreien kann."

Der reiche Fabrikherr trat erbleichend einen Schritt zurück. In seinem Innern gährte und kochte ein Strom von unversöhnlichem Hasse. Er fühlte eine unmenschliche Lust, den frechen Musikanten zum Fenster hinaus zu werfen, aber es lag in der Art, wie Niclas van Dyk die starken Arme über der Brust faltete und dann unter den schwarzen, buschigen Augenbrauen hervor ihn von der Allongeperücke herab bis nieder zu den Schuhschnallen maß, etwas so Niederschmetterndes, daß er in seinem Entschluß bald wankend wurde. Van Geldern fühlte, daß er so noch Niemand vor sich gesehen hatte und er war so erstaunt darüber, daß ihm schier die Augen davon trüb wurden. Es senkte sich wie ein Spinngeweb über seine Stirn.

Es war dies ein unbehaglicher Zustand, von dem er sich durch ein gewisses höhnisches Brummen zu befreien suchte, das er mit den Worten beendigte:

„Er hat gewagt an meine Tochter zu schreiben?"

„Die Kühnheit ist nicht groß, da ich der Liebe Ihrer Tochter gewiß bin," antwortete van Dyk. „Durch meine Kunst, durch die göttliche Kunst des Gesanges, habe ich ihr Herz gewonnen. Wenn aber von einem Wagstück die Rede sein soll, so kann der Vorwurf allein Sie treffen, Mynheer van Geldern! Sie öffneten mir Ihr Haus, Sie gaben es zu, daß ich Ihre liebenswürdige Tochter Doris unterrichtete, Sie .....

„Kunst! .... göttliche Kunst!" fuhr van Geldern auf und stampfte mit dem Fuße. „Nenne Er es lieber schlecht und recht Betrug! Er hat mein unerfahrenes Kind mit seinen leichtfertigen Liedern und thörichten Reimereien verwirrt. Ja, ja! Er hat ein recht artiges Spiel hinter meinem Rücken gespielt. Aber ich werde ihm das Handwerk legen! Verlasse Er sich darauf!"

„Das bezweifle ich!" antwortete van Dyk.

„Ist er bei Sinnen, Mensch, will er gegen mein Haus Gewalt gebrauchen?" rief van Geldern rasend. „Hat Er sich wohl den Unterschied in Stand und Verhältnissen schon klar gemacht, welcher zwischen Doris und Ihm besteht? Van Geldern's Kind verheirathet mit einem Organisten in Haarlem! Nein, das ist gar zu lächerlich! vollkommen verrückt! Ich habe Mitleid mit ihm, junger Mann, sonst würde ich Ihn wegen seiner

Faseleien ins Narrenhaus sperren lassen." Und van Geldern schlug ein trocknes Lachen auf, ein Lachen, wie es gewisse Leute als überzeugendes Argument zu benutzen pflegen.

Eine düstre Zornröthe färbte das Gesicht des jungen Mannes. Es war augenscheinlich, daß ihn dieses Lachen in Verbindung mit van Geldern's Stolz tief erbitterte und seine Lippen erbeben machte; bald aber war er wieder Herr seiner Bewegung und, indem er seine prächtigen schwarzen Locken keck zurückwarf, sagte er: „Sie haben unser Geheimniß errathen, Mynheer van Geldern! Keine Macht der Erde wird im Stande sein, uns zu trennen, uns auseinander zu reißen! Ihre Doris hängt an mir mit aller Gluth einer unvertilgbaren Leidenschaft! Ueberlegen Sie, wohin es führen könnte, wenn Sie ihr verwehrten, mir für alle Zukunft anzuhören! Ueberlegen Sie's scharf und klar und . . . geben Sie uns Ihre Zustimmung!"

„Nun, ich will sie geben, aber nicht eher, als bis Er mir die alte Orgel in Haarlems Kirche mit Gold belegen kann!" antwortete van Geldern mit beißendem Hohne.

Van Dyk blickte ihn verächtlich an und erwiderte: „Sie scheinen Seelen auf derselben Wage zu wiegen, auf welcher Sie den Werth Ihrer Dukaten bestimmen. Sie sind ein reicher Mann, van Geldern, der reichste vielleicht in Haarlem; aber, was will das sagen? Wenn Ihr Lebenstag vorüber, wenn die Papiere, womit Sie Ihren nun so lauttönenden Namen sich erkauft haben, der Wurm vernichtete: wer, frage ich, wer wird dann noch wissen, daß einmal ein van Geldern existirte? Sie haben Ihre Spur in Sand getreten und, selbst wenn es goldener Sand ist, die Wogen der Zeit rollen drüber hinweg und löschen Ihren Namen aus für ewig!"

„Meint Er?" frug van Geldern. „Hm! Er ist wohl besser dran auf seiner Orgelbank?"

Van Dyk richtete sich in die Höhe und mit einem Lächeln voller Verachtung entgegnete er:

„Kennen Sie das Geschlecht der van Dyk? Es gab schon ein solches, bevor es ein Gelderland gab und bevor Jemand den Namen der Provinz zu seinem eigenen machen konnte. Sie meinen, daß ein Unterschied zwischen unserm Stande und Range ist! . . . . In der That, Sie haben Recht! . . . . . Als Ihr Vater noch ein armer Weber in Haarlem war, webte er für meinen Vater die Leinwand, worauf Anton van Dyk seine Bilder malte. Sie kennen doch wohl diesen Meister? Er ist Gold werth und Gold verstehen Sie ja zu würdigen. Ich habe zwar nicht das leuchtende Metall, welches in Ihren Taschen klimpert; aber ich besitze anderes Gut . . . . Ich habe meine Schätze nicht geizig für mich selbst behalten. Ich habe das Gold des Gesanges über Hohe und Niedere ausgestreut; es hat seinen Weg überall hin gefunden und wenn Sie in die ärmste Hütte treten, so werden Ihnen Niclas van Dyk's fröhliche Lieder entgegen tönen. Licht und Leben habe ich ausgesät, indeß Sie dem Götzen Mammon Ihre Opfer darbrachten, und wenn die alte Orgel in Haarlem ihre Tonwogen zum Himmel wälzt, so ist das nur ein schwacher Wiederklang von hundert anderen, die ich gebaut, und die jeden Sonntag meine Hymnen emporbrausen lassen zur Ehre für Gott und zur Freude für die Menschen!"

„Ei, das läßt sich hören", bemerkte van Geldern spottend und von einem plötzlichen Einfall ergriffen. „Ich muß also wohl meine Forderung etwas herunter schrauben, da ein so geringer Unterschied zwischen uns ist. Gut! . . . . Ich verlange nicht, daß Er Haarlems alte Orgel mit Gold belegt, mit Dukaten oder mit Liedergold, woran Er so

reich zu sein sich rühmt. Nein, ich verlange es nicht, ich verlange nur eine Kleinigkeit. Kann er in acht Tagen mir ein Exemplar von dieser Tulpengattung da verschaffen, so ist er meiner Tochter Gemahl, kann er's nicht, dann muß Er sich's gefallen lassen, wenn ich ihn vor die Thür werfe, wie einen ganz unverschämten Prahlhans, der sich innerhalb der Grenzen, die seine Stellung ihm anwies, nicht zu halten wußte."

„Rasen Sie?" rief van Dyk mit einem flammenden Blicke.

„Er findet vielleicht die Sache zu leicht und den vorgeschlagenen Tausch zu ungleich?" frug van Geldern ironisch.

„Das durchaus nicht!" antwortete Niclas van Dyk, der bisher „le prince noir" nicht aus den Augen gelassen hatte. „Ich kenne vollkommen den Werth dieser Prachtblumen und weiß, daß es unendlich schwer, ja, daß es vielleicht unmöglich sein wird, sie zur Stelle zu schaffen. Aber hüten Sie sich, Mynheer van Geldern, am Ende halte ich Sie doch beim Wort!"

„Glaubt Er?" sagte van Geldern. „Nun, Er kann ja sein Glück versuchen!"

Niclas van Dyk beugte sich über „le prince noir" nieder und betrachtete sie aufmerksam. Nachher erhob er sich rasch und sagte: „Ich nehme von Ihnen Abschied, Mynheer van Geldern, und erinnere Sie noch einmal an Ihr Versprechen. Aber ehe ich die Thür ergreife, will ich Ihnen nur Eins noch sagen. Setzen Sie nicht Ihr ganzes Vertrauen in diese Blumen, die wie bunte Lakaien nur an Höfen und in den Prachtsälen der Großen gefunden werden. Aller unechte Glanz, aller aufgeblasene Hochmuth hat seine Zeit, und wenn der Frosch zerplatzt, wer, glauben Sie wohl, wird seine Haut kaufen wollen? Nehmen Sie sich in Acht! Es gährt und glimmt in allen Ecken; überall läuft Betrügerei und Schwindel bei diesen Geschäften mit unter, welche Einzelne reich machen, während sie Tausende an den Bettelstab bringen. Die Provinzialstände werden diese Verhältnisse in Erwägung ziehen und Niemand weiß, wie die Sache ausfällt. Nehmen Sie sich in Acht und denken Sie an den Frosch in der Fabel!"

„Ei, ei! Ich wußte bisher nicht, daß Er auch etwas vom Handel verstünde!" sagte van Geldern mit trockenem Lachen. „Ich danke Ihm für seinen Rath; aber befolgen werde ich ihn nicht! Glaubt Er denn, van Geldern zittert, wenn die Erde unter seinen Füßen bebt?"

„Ich habe Ihnen eine Warnung ertheilt", antwortete van Dyk „und ich will derselben noch Etwas hinzufügen! .... Wie stolz Sie sich auch emporthürmen, Sie bleiben nur ein Mensch, ein Mensch, der sich dem vergänglichen Loose der Sterblichen nicht zu entzieh'n vermag. Wie hoch Sie heute fliegen, so tief können Sie morgen fallen! Der Adler braucht nur einen Pfeil und er stürzt zur Erde. Fürchten Sie diesen Pfeil, van Geldern! Er ist vielleicht heimlich schon für Sie geschmiedet und harrt blos des Bogens, der ihn abschießt. Sie fordern mich heraus mit einer „Kleinigkeit", wie Sie sagen. Wohlan denn! Ich setze mein und Ihrer Tochter Glück auf die Karte des Zufalls! Nehmen Sie sich aber selbst in Acht vor den tausend kleinen Zufälligkeiten, wovon manchmal eine einzige einen Mann zu vernichten im Stand ist! Können Sie sich vor ihnen allen schützen, dann will ich feierlich erklären, daß Sie ein Recht haben, sich zu überheben, wie Sie es thun; denn Der, welcher alles Kleine zu besiegen die Kraft hat, der verdient es wohl, den Namen des „Großen" zu tragen. Aber Sie können sich davor nicht schützen! Sie können es nicht!"

Mit diesen Worten brach Niclas van Dyk plötzlich die Blüthe von „le prince noir"

ab, steckte sie in sein Wams und verließ das chinesische Gemach, indem er dem Matador des Handels noch zurief: „Wir sehen uns wieder, Mynheer van Geldern!"

Van Geldern war von Sinnen. Niemals hatte man gewagt, so zu ihm zu sprechen, niemals hatte man sich ihm gegenüber so frech gezeigt .... die kostbare Blume brach man ihm direkt vor der Nase ab .... es war unerhört, es überstieg alle Begriffe! .... Einige Augenblicke blieb er, wie bewußtlos, stehen und blickte nach der Thür; dann schlug er sich vor die Stirn und klingelte Palembang herbei. Der schwarze Sklave erschien, lautlos und unterthänig, wie immer; aber kaum hatte van Geldern seine häßliche, demüthige Gestalt erblickt, als er den Stock ergriff und ihn mit so gewaltiger Wucht auf Palembang's Rücken niedersausen ließ, daß dieser auffuhr, wie ein Gummiball, und, laut heulend, den Tisch umwarf, hinter dem er sich zu verbergen suchte. Aber nun kam van Geldern erst recht in Zug. Schlag auf Schlag folgte und, während Palembang, einem Brummkreisel ähnlich, in dem Zimmer umherschnurrte, flogen die Scherben von einem venetianischen Spiegel, von chinesischen Vasen und ostindischen Pagoden rings umher, bis es Palembang gelang, aus dem Fenster zu springen und unter langgedehntem Geheul zu verschwinden. Van Geldern hatte sein Müthchen gekühlt; er klingelte der alten Haushälterin in der Tiefe und befahl ihr, das „Fräulein" in den nächsten acht Tagen nicht aus dem Zimmer zu lassen. Als er diese Vorsichtsmaßregel getroffen hatte, ließ er „le prince noir" von einem Diener auf sein Zimmer bringen und ging an seine Geschäfte.

* * *

Die Arbeit gleicht einer Uhr. In der Regel geht sie von selbst; aber es gibt gewisse Tage, wo sie nicht von der Stelle rücken will, und das erfuhr nun van Geldern. Der Paroxismus, der sein chinesisches Museum in so klägliche Unordnung gebracht hatte, wich allmählig einer fatalen Schlaffheit, über die der gewaltige van Geldern nicht Herr werden konnte. Vergebens brachte ihn seine prächtige Equipage von den schimmernden Blumenbeeten nach seinem Comptoir, vergebens ging er vom Comptoir nach der Fabrik, von der Fabrik nach den Bleichplätzen; es war, als wenn das schneeweiße Leinen ihn wegen seiner Weißheit ärgerte, und als wenn die rasselnden Spindeln ihn bei jeder Umdrehung, die sie machten, verspotteten. Selbst der Mittag, der sonst den Glanzpunkt in van Geldern's Dasein bildete, ließ ihn gleichgültig; es schmeckte ihm nicht. Einsam und allein saß er an seinem Tische, bedient von den stummen, respektvollen Dienern: Doris' mildes Lächeln mangelte ihm und ihr holder Blick bot ihm kein Willkommen. Gegen Abend, als van Geldern die Zeit theils damit zugebracht hatte, seine Papageien zu drillen, theils damit, in feierlicher Muße das Muster in den ostindischen Fußteppichen zu studiren, ließ er Palembang rufen, damit er ihm die bereits zu seiner Gewohnheit gewordenen Taschenspielerkunststücke vormache. Da erhielt er denn zur Antwort, daß Palembang fortgelaufen sei .... wohin? wußte man nicht. Van Geldern zündete sich nun mit höchsteigener Hand eine Pfeife an und zog eine Spieldose auf, die ebenfalls zu seinen liebsten Zerstreuungen gehörte.

Die Spieldose spielte ein paar Stücke, wie sie nun eben von einem solchen kleinen Klimperkasten gespielt werden können, dann gab es einen Knicks, und alle Anstrengungen van Geldern's, sie wieder in Bewegung zu setzen, erwiesen sich als fruchtlos. Van Geldern schlug seine Pfeife in drei Stücken, warf die Stücke dem grünen Papagei an den Kopf und befahl, den Wagen anzuspannen.

Als er Haarlem erreicht hatte, ging er rasch auf sein Comptoir, sah noch schnell vor Thorschluß einige Rechnungen durch und theilte darauf einem alten Buchhalter, seinem Faktotum, in verdrießlichem Tone mit, daß er nach Amsterdam reise und daß man ihn vor acht Tagen nicht zurück erwarten solle. In einer halben Stunde rollte er denn auch in einer bequemen Postchaise der Hauptstadt zu.

Wie der Wagen so dahin rasselte, durchkreuzten verschiedene Gedanken van Geldern's Kopf. All die höhnische Verachtung, womit ihn der unverschämte Niclas van Dyk überschüttet hatte, gährte noch auf dem Grunde seiner Seele wie ein Giftstrom; aber neben den Rachegedanken, die wie Pestblumen an der Oberfläche schwammen, wiegten sich andere, die ihn selbst blos angingen und die ihn mehr und mehr aufregten.

Zwar hielt er van Dyk für keinen besonders gefährlichen Feind, außerdem glaubte er auch nicht, daß er in seine Geschäftsgeheimnisse eingeweiht sei und doch ängstigte ihn das räthselhafte Wort von den Provinzialständen und machte ihn bedenklich. Mit wie großer Verachtung er auch die Warnung van Dyk's abgewiesen hatte, so viel stand fest, daß der Schwindel mit den Blumenzwiebeln endlich einmal aufhören mußte und van Geldern war durchaus nicht so sorglos, um das nicht lebhaft zu fühlen. Die Verpflichtungen, die „auf Vorhand“ für den nächsten Haarlemer Markt eingegangen worden, grenzten ans Ungeheure. Sie drehten sich um Millionen und van Geldern sah sehr gut ein, daß damit der Ruin und das Fallissement zahlreicher Firmen verknüpft sein werde.

Er wußte außerdem, daß eine bedeutende Anzahl von Kaufleuten, welche mehr oder minder in die Geschäfte mit verwickelt waren, sich an die Generalstaaten mit einer Petition gewandt hatte, worin ausgesprochen wurde, daß, da die letzten Transactionen für „auf ganz unhaltbaren Preisen beruhend“ angesehen würden und die abgeschlossenen Contracte entschieden zu einem allgemeinen commerciellen Verderben führen müßten, daß, sagen wir, die Verpflichtungen, die man auf dem letzten Haarlemer Markt eingegangen, für null und nichtig erklärt werden möchten, ähnlich denen, die man beim Hazardspiel oder bei Gelegenheit einer Wette auf sich genommen.

Die Worte, die Niclas van Dyk von einem möglichen Eingreifen der Provinzialstände in diese Sache hatte fallen lassen, konnten doch mehr Stichhaltigkeit für sich haben, als van Geldern im ersten Moment geglaubt hatte; denn es war ihm ja nicht unbekannt, daß van Dyk's schönes Talent ihm häufig auch in solche Kreise Zutritt verschaffte, wo es selbst ihm, trotz seines Reichthumes, Schwierigkeiten machte, hinein zu kommen. Auch bei van Eichel konnte der „unverfrorne“ Organist etwas aufgeschnappt haben; denn van Eichel besaß mächtige Freunde und, wie die Verhältnisse augenblicklich lagen, konnte es ihm nur den weitgehendsten Vortheil gewähren, wenn die eingegangenen Verpflichtungen für ungültig erklärt wurden. Für van Geldern dagegen kam es darauf an, sie mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht aufrecht zu erhalten .... und nun kutschirte er nach Amsterdam in der Absicht, eine Liga unter den einflußreichsten Handelsherren der Hauptstadt zu Stande zu bringen und dieselben zu vermögen, mit einer Adresse, worin sie strenge Aufrechterhaltung der Contracte verlangten, bei den Generalstaaten vorstellig zu werden.

Er war kaum eine viertel Meile von Haarlem entfernt, als ihm plötzlich ein Gedanke, oder besser ein Verdacht durch den Kopf schoß. Hatte Diestler auch alle Zwiebeln auf das kleine Magazin gebracht und waren sie dort auch gut verwahrt? Der Gedanke peinigte ihn fast, und er machte sich Vorwürfe, daß er so vergeßlich gewesen und sie nicht

einmal gezählt habe, bevor er sich auf die Reise begeben. Der nächste Gedanke war der, daß Niclas von Dyk durch List, Bestechung, oder gar durch Diebstahl sich in den Besitz von einer dieser kostbaren Zwiebeln setzen konnte und dieser Gedanke änderte seinen Fahrplan. Mit einem raschen Ruck riß er das Wagenfenster auf und befahl dem Postillon umzudrehen, und kurz vor Haarlem zu halten. An der bezeichneten Stelle angekommen, stieg er aus und nahm eiligst seinen Weg durch abgelegene Gassen, bis er ein großes Haus auf dem Markte erreicht hatte.

Das kleine Magazin, welches die Etage über den Comptoirlokalen einnahm, im ersten Stockwerk belegen, war van Geldern's Heiligthum. Hier verwahrte er nämlich die seltensten und theuersten Blumenzwiebeln und, wenn er mit dem Einfluß prahlen wollte, den er auf den Blumenmarkt ausübe, so pflegte er die fremden Agenten durch die verschiedenen Räume zu führen, wo auf unzähligen eichenen Regalen all die Zwiebeln bis zu vielen hundert tausend Gulden Werth aufgespeichert lagen. Wollte er indeß recht überraschen und imponiren, so öffnete er mit einer gleichgültigen Miene die Thür zum Magazincomptoir, einem Zimmer, das mit wahrhaft königlicher Pracht ausgestattet war und wo die Proben der edelsten Arten in bunten Marmorschalen aufgestellt worden, welche eine Angabe der Preise und den Namen von gekrönten und fürstlichen Personen enthielten, die sie bei van Geldern gekauft hatten.

Dies Mal freilich konnte er keinem Menschen imponiren; alle Räume erschienen ihm öde und unheimlich in dem düstren Lichte des Wachsstockes, den er in der Hand hielt, und erst, als er sich in dem Magazincomptoir mit seiner komfortablen Traulichkeit befand, wurde er dies Gefühl los. Er zündete die Wachskerzen des schweren silbernen Armleuchters auf dem Ebenholz-Schreibbureau an und, indem er sich dann auf die Suche begab, sah er, daß der alte Diestler die kostbaren Zwiebeln eine nach der andern auf einem kleinen Tischchen außerhalb des Comptoirs aufgespeichert hatte. Van Geldern betrachtete mit stillem, zufriedenen Blick die vielen rothen Papierhüllen, von welchen jede eine so bedeutende Vermehrung seines Vermögens enthielt, und trug endlich das Tischchen in das reizende Prunkgemach, dessen Thür er vorsichtig verschloß. Hierauf zündete er den anderen Armleuchter an und begann mit der ganzen Glückseligkeit eines Geizhalses die Zwiebeln zu zählen .... ihre Zahl stimmte, der alte Diestler hatte ihn nicht um eine einzige betrogen. Van Geldern zog seine schwere, mit Diamanten besetzte goldne Uhr und lehnte sich mit einer übermüthigen Miene auf seinem Stuhle zurück. Es war halb Elf und er hatte noch Zeit, denn erst um Mitternacht sollte ihn der Postillon an derselben Stelle abholen, wo er ausgestiegen war. Er zündete sich also eine Pfeife an und ruhte sich in aller Gemüthlichkeit von den unbehaglichen Vorkommnissen des Tages aus.

Als van Geldern die Pfeife ans Licht hielt, hörte er einen scharfen, klirrenden Klang, wie von einer stählernen Feder, welche zurückspringt.

Van Geldern fuhr zusammen.

Ohne zu wissen, weßhalb, dachte er an den Pfeil, womit ihm van Dyk gedroht hatte, und eine unwillkürliche beklemmende Angst ergriff ihn. Er schöpfte Verdacht. Es konnte da oder dort irgend Jemand verborgen sein und ohne sich zu bedenken, ergriff er den Armleuchter, öffnete die Thür und starrte mit unruhigem Blick ins Magazin hinaus.

Das flackernde, im Zugwinde qualmende Licht überzeugte ihn bald von der Ursache des verwunderlichen Klanges, den er gehört hatte. Er rührte nämlich von dem Fallschloß an der Magazinthür her, das nicht hinlänglich eingeschnappt und nun zurückgesprungen

war. Van Geldern schloß die Thür und fand zwar, als er wieder zurückging, seine Gemüthsruhe wieder, indeß hatte ihn doch dieser Vorfall aufmerksam gemacht und er beschloß, seinen Schatz an einem Orte zu verbergen, wo sich ein verrätherisches Fallschoß nicht so leicht öffnen konnte. Unter dem Flügel, der an das kleine Magazin stieß, hatte van Geldern ein feuerfestes Gewölbe anlegen lassen, welches durch eine schmale Treppe mit dem Magazincomptoir verbunden war. Ein solches Gewölbe war damals, bei dem Mangel an Banken und Sparkassen, ein sehr zweckmäßiges Ding. Es kam blos darauf an, seine Existenz mit einer gewissen Heimlichkeit zu umgeben und, was van Geldern anbetraf, so wußte sonst Niemand etwas davon, als sein alter Buchhalter. Van Geldern packte alle Zwiebeln in einen Korb, öffnete einen eisernen Schrank, nahm einen künstlich gebildeten Schlüssel heraus und schlich sich dann, nachdem er wieder den Wachsstock angezündet, wie ein Dieb nach dem großen Kamin. Dort schob er ein Feld des polirten Eichengetäfels beiseit, kroch nicht ohne große Beschwerde durch die enge Oeffnung, und stieg dann pustend die schmalen Treppenstufen nieder, die sich wanden, wie die Windungen in einem Schneckenhause. Mit einer Sicherheit, die den Beweis lieferte, daß er nicht selten an diesem Orte einen Besuch abstattete, fand er die Platte, die das Schlüsselloch in der dicken Eisenthür verbarg, und da dieselbe sich ganz lautlos in ihren Angeln drehte, so fühlte van Geldern eine stille Freude über das treffliche Versteck, wo Alles finster war, kalt und verschlossen, wie er selbst.

Gleichwohl war in der düstren, einsamen Stille der Nacht, in der feuchten, eingesperrten Luft, in den Schatten, die sich wechselsweise bald da, bald dort abzeichneten, etwas Geister-, etwas Gespensterhaftes, welches bewirkte, daß er mit weit größerer Sorgsamkeit als sonst, die schwerfällige eiserne Thür hinter sich abschloß. Erst als er sich überzeugt hatte, daß Schloß und Riegel in Ordnung, schöpfte er erleichtert Athem und öffnete langsam den großen Geldschrank, der den ganzen Hintergrund des Gewölbes einnahm. Dieser Geldschrank war van Geldern's Herzblatt. Beutel mit abgezählten Dukaten standen Reihe um Reihe, kalte, fühllose, unbarmherzige Dukaten, und doch konnte durch einen von diesen Beuteln mancher Seufzer gedämpft, manche Thräne getrocknet werden. Aber dergleichen sentimentale Träumereien kamen van Geldern nicht in den Sinn.

Er ließ blos sein Auge vergnügt über die Reihen dahin schweifen, sah nachher, ob sie mit der Ziffer stimmten, die inwendig an der Thür angebracht war, und schickte sich endlich an, den obersten Raum auszuräumen, damit der Korb noch Platz finden könne.

Das war nun keineswegs eine leichte Arbeit; die goldgefüllten Beutel hatten ihr Gewicht und van Geldern mußte sich sputen, um den Wagen noch zu rechter Zeit zu erreichen. Just, als er den letzten in ein benachbartes Fach zu andern Beuteln legen wollte, zerriß das Band, womit derselbe zugebunden worden, und ein Strom klingender Dukaten rollte über die Fliesen des Gewölbes. Van Geldern griff nach dem Wachsstock, um sie aufzusammeln; aber ungeduldig, wie er war, warf er ihn auf den Fußboden und eine plötzliche, rabenschwarze Nacht umgab ihn.

Aergerlich fühlte er sich bis zu dem kleinen Tische fort, wo das Feuerzeug stand; leider aber war in der betreffenden Schachtel blos Stahl und Stein und kein Zunder vorhanden. Zornig warf er sie von sich und tastete sich gegen die Thür hin mit dem unbehaglichen Bewußtsein, daß er zum ersten Mal in seinem Leben das goldreiche Gewölbe in einem Zustande verließ, der durchaus nicht mit seiner sonstigen kühlen Geschäftsmäßigkeit

übereinstimmte. Vertraut mit seiner Umgebung fand er rasch die Thür, steckte den Schlüssel ins Loch und drehte ihn um; aber es war, als stünde er vor einer Mauer.... die schwere eiserne Thür machte keine Miene, sich zu öffnen. Van Geldern kannte das Schloß zu genau, als daß er hätte annehmen können, irgend ein Fehler desselben sei daran Schuld; es mußte an den Riegeln liegen, die in der Finsterniß nicht gehörig zurückgeschoben worden; aber das war nicht der Fall und trotzdem ging die Thür nicht auf. Vorsichtig zog er den Schlüssel aus der Oeffnung, steckte ihn von Neuem wieder hinein und drehte ihn ganz langsam um, indeß griff der Bart zu seinem Entsetzen nicht fest. Es war, als drehte er den Schlüssel in der leeren Luft um, als wenn eine unsichtbare Hand das Schloß von seinem Platze entfernt hätte.

Eine quälende Angst, ein gespensterhaftes Entsetzen ergriff ihn und der kalte Schweiß perlte ihm von der Stirn. Woran lag es, daß das Schloß sich nicht öffnete? Welche dämonische Macht hatte die stählerne Feder schlaff und dieses Meisterstück der Schmiedekunst plötzlich untauglich gemacht? Waren rächende Geister dabei im Spiel, oder war es nur eine Täuschung seiner erhitzten Phantasie? Diese Fragen schossen blitzartig durch den Kopf van Geldern's, der müde von seiner fruchtlosen Arbeit auf den einzigen Stuhl niedersank, welchen das Gewölbe besaß.

Es war dies ein bequemer, weich ausgepolsterter sammtener Lehnstuhl, und doch saß van Geldern auf ihm wie auf glühenden Kohlen, während er in tiefem Nachdenken seinen Kopf in beide Hände stützte. Plötzlich fuhr er mit freudiger Erregtheit in die Höhe.... nun wußte er, woran die Sache lag. Er hatte den Schlüssel, einen Hohlschlüssel, in seiner Westentasche gehabt. Irgend Etwas mußte in seine Höhlung hineingekommen sein und nun verhindern, daß er fest griff. Van Geldern riß deßhalb seine diamantenbesetzte Nadel aus der Busenkrause und fuhr mit ihr in den Schlüssel hinein. Leider erwies sie sich als zu kurz. Er grübelte einen Augenblick nach, dann riß er eine Weidenruthe aus dem Korbe, fuhr damit in den Schlüssel und überzeugte sich wirklich, daß ein harter Gegenstand in der Höhlung saß. Mittags beim Dessert hatte er einige Zuckerkugeln genommen und den Papagei damit gefüttert. Eine davon mußte in die Weste und von da in den Schlüssel gekommen sein, sodaß er nun nicht fest greifen konnte. Welch erstaunliche und unbegreifliche Kleinigkeiten können doch für einen Mann entscheidend sein, der selbst, wie er, van Geldern heißt und Millionen sein Eigenthum nennt.... hier war es eine Zuckerkugel, welche eine Thür schloß, eine Eisenthür, die zwischen einem mit allen Glücksgütern gesegneten Dasein und — dem Hungertode eine Scheidewand aufstellte. Hungertod! Van Geldern erhielt eine dumpfe, widerliche Empfindung davon; er fühlte sich tödtlich krank und fiel mehr, als er sich setzte, in den weichen Lehnstuhl, auf dem er so manche Stunden in stolzer Freude über seine zusammengescharrten Schätze zugebracht hatte. Er, van Geldern, Hungers gestorben! Gestorben wie ein Bettler, während die gleißenden Goldstücke zu seinen Füßen lagen? Nein, das war unmöglich! Da mußte es ja keine Gnade mehr geben, keinen Himmel, keinen milden und barmherzigen Richter. Hatte er mild gerichtet, war er barmherzig gewesen gegen die Menschen in ihrer äußersten Noth? Der Gedanke trat blitzklar und mit unabweisbarer Gewalt vor ihn hin; es war gleichsam als ob Jemand in der Finsterniß ihn darum fragte und er, er mußte antworten „nein!" und „nein!" und ewig „nein!" Und weiter gingen seine Gedanken. Es war ihm peinlich an Gott, oder eine Rettung durch Gottes Hand zu denken. Praktisch, wie er war, stellte er eine Wahrscheinlichkeitsberechnung

darüber an, wie lange es wohl dauern würde, ehe man ihn vermißte? Aber diese Berechnung ergab ein ganz hoffnungsloses Resultat. Die Tochter, die zuerst und vor allen Anderen ihn vermissen konnte, hatte er eingesperrt. Palembang war davon gelaufen, weil er von ihm gemißhandelt worden und der alte Buchhalter hielt sich an seine „acht Tage" und frug nicht nach ihm. Acht Tage! Van Geldern bebte! Er erinnerte sich, gehört zu haben, daß Leute bei einer Hungersnoth wohl allenfalls sieben Tage ohne Nahrung gelebt hätten, daß sie aber meist am fünften Tage schon so ermattet gewesen, daß Hülfe zu spät gekommen wäre. Also fünf Tage! Van Geldern ließ seinen Kopf sinken, verbarg das Gesicht in seinen Händen und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, welches von den harten Wänden und der Wölbung des Gemäuers unheimlich zurückgeworfen wurde. Aber das focht ihn nicht an; er fühlte eine Erleichterung im Weinen und er fuhr fort, gleich einem Kinde, zu schluchzen.

Auf einmal fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf — van Dyk. Wie seltsam hatte dieser junge Mann mit seiner feurigen Energie auf ihn eingewirkt.

„Nur der, der im Stande ist, das Kleine zu besiegen, ist würdig, den Namen des „Großen" zu tragen" . . . .

Das hatte er gesagt. War es nicht möglich, diese unbedeutende Bagatelle zu überwinden, die ihn verhinderte, wieder hinaus, ins Leben, zu kommen, von dem er so ungern, so schwer sich trennte? Van Geldern besann es hin und her; sein Hirn arbeitete unverdrossen, aber es war ihm nicht möglich, ein Mittel zur Freiheit zu finden. Plötzlich sprang er empor . . . . nun hatte er es! Mit zitternder Hand tastete er nach dem Korbe und suchte sich eine passende Weidenruthe aus. Dann nahm er seine Busennadel und brach sie entzwei, um sie in die Weidenruthe hinein zu bohren und so eine Waffe zu gewinnen, womit er sich empor kämpfen konnte zu Licht und Leben. Vorsichtig begann er sein Werk, aber die Finsterniß war so dicht und die Spannung, unter der er arbeitete, ließ seine ohnedies unbehülflichen Hände unaufhörlich zittern.

Plötzlich brach die Weidenruthe mitten auseinander, ein schmerzlicher Stich in den Daumen ließ ihn eine heftige, unwillkürliche Bewegung machen und mit einem leis klingenden Laute fiel die Nadel auf die Fliesen. Van Geldern saß eine Zeit lang wie verstummt. Dann suchte er das Verlorene, indem er auf Händen und Füßen kriechend über den eiskalten Fußboden des Gewölbes hinfuhr; aber er fand nur Gold, Gold und wieder Gold, nur diese nutzlosen Dukaten, womit er sich sein ganzes Leben lang geplagt hatte. Die Nadel dagegen war verschwunden. Sie mußte in einen Ritz gefallen sein — alle Hoffnung war aus! Van Geldern nahm sein seidenes Taschentuch und trocknete den Schweiß vom Gesicht. Er ergriff dann wieder den Schlüssel, fuhr damit ins Schloß, prüfte ihn auf's Neue und überzeugte sich wieder und wieder, daß nichts mit ihm anzufangen. Er seufzte, suchte den alten Lehnstuhl zu gewinnen und sank in einem Zustande stumpfer Ermattung nieder, welcher ihm kaum noch zu denken erlaubte. Er schlief nicht, er wachte nicht, er hatte nur die Empfindung von einem unerträglichen Zustande, welche sich in der grenzenlosen Größe seines Unglücks verlor. Wie lange er so saß, darüber wußte er Nichts. Die Zeit schien stille zu stehen und nicht ein Laut, nicht ein Ton drang durch diese unförmlich dicken Mauern. Die tiefe Stille, die öde Finsterniß wurde ihm nach und nach entsetzlich; die feuchte Kälte, die er bisher nicht beachtet hatte, drang ihm durch Mark und Bein und in einem Anfalle von Verzweiflung sprang er auf und tobte mit Händen und Füßen gegen die eisenbeschlagene Thür, indem er van

Dyk verfluchte, seine Tochter, sich selbst und die Mutter, die ihn geboren. Aber der Paroxysmus war nur von kurzer Dauer. Van Geldern fühlte mit einem Male einen gräßlichen schneidenden Schmerz, als wenn Jemand ihm seinen Kopf spalte, und stürzte mit einem Angstschrei rücklings zu Boden.

Wie lange er so lag, was mit ihm geschehen und wie er auf dem harten, eiskalten Steinboden wieder erwacht war, darüber hatte van Geldern schließlich nur eine sehr unklare Vorstellung. Es schien ihm, daß ganze Tage, ja ganze Wochen inzwischen hingegangen sein müßten, daß er ein alter Mann ohne Spannkraft und Willen geworden und außerdem fühlte er einen nagenden Hunger, einen brennenden Durst, der ihm bewies, daß die durch den Fall verursachte Gehirnerschütterung nicht ohne Folgen geblieben. Nach einigen Versuchen glückte es ihm, sich aufzurichten, und schwach, sich kaum auf den Füßen haltend, taumelte er auf den Stuhl und sah ein, daß er nun alle Kraft anwenden müsse, um nicht in einen neuen Schlaf zu sinken, welcher leicht sein letzter sein konnte.

Er war gebrochen, gelähmt, vernichtet!

Sein einst so stolzer Sinn mit den hochfliegenden Plänen richtete sich jetzt mit der Gier des Thieres nur auf Eins — auf Futter, Nahrung, Erhaltung des Lebens. Seine Hände griffen unsicher in allen Richtungen umher; plötzlich stießen sie auf den Korb, seine Handflächen glitten über die runden, frischen Zwiebeln hin und unwillkürlich schlossen sie sich über ihnen, wie die Krallen des Geiers über einer todten Beute. Was kümmerte es ihn nun, daß jede dieser kostbaren Zwiebeln denselben Preis kostete, den er um seiner Tochter Hand ausgesetzt hatte? Was lag ihm daran, daß er in wenigen Minuten Tausende von Gulden verzehrte, wenn er nur die verzehrende Pein, den nagenden Hunger zu stillen vermochte? Wie ein Wolf warf er sich darüber her; eine Zwiebel nach der andern verschwand, die Vertiefung im Korbe wurde stets größer und größer und nur mit einem Seufzer stellte er ihn wieder hin, indem er überlegte, daß seine Gefangenschaft vielleicht längere Zeit dauern könne und daß es darauf ankomme, das Leben bis zur äußersten Möglichkeit zu erhalten.

War nun auch seine Nahrung sehr kostbar, so schien sie ihm doch neue Kraft zu geben und mit den Kräften kam wieder die Hoffnung auf baldige Befreiung. Er zog nun wieder Ruthe um Ruthe aus dem Korbe und indem er in seiner Angst ein Gebet an Gott richtete, der ihm in den Tagen seiner Herrlichkeit wie ein absurder Gedanke vorgekommen war, begann er einen neuen Versuch, den Schlüssel auszubohren, den Schlüssel zu dem Leben, das er nun und nimmer fahren lassen wollte. Und so saß der reiche van Geldern betend und arbeitend, Ruthe um Ruthe prüfend, bis Alles in Stumpf und Stücke gerissen war, ohne irgend ein Resultat zu ergeben. Endlich fiel er auf die Knie, verbarg sein Gesicht in den Lehnstuhl und bat den Himmel, seine Qual kurz zu machen.

* * *

Inzwischen ging über ihm Alles seinen gewöhnlichen ruhigen Gang.

Der alte Buchhalter strich jeden Morgen einen Tag vom Kalender aus und ging, wenn das besorgt war, mit aller Seelenruhe an seine Arbeit.

Doris dachte mit heimlicher Angst daran, wie der Vater mit ihr ins Gericht gehen würde, wenn er wieder nach Hause käme, betete jeden Abend ein Gebet für sein Wohlergehen und guckte jeden Morgen durch die hellrothen Seidengardinen zum Fenster hinaus, ob nicht etwa doch Niclas van Dyk vorbeikäme . . . aber er kam nicht!

Was Palembang anbetraf, so war er vielleicht von Allen am Besten daran, denn ihm blies ein frischer, kräftiger Seewind ins Gesicht und wenn er zeitig in der Frühe sein schwarzes Haupt aus der schwarzen Schiffsküche steckte, aus welcher stets eine so liebliche Eßluft emporstieg, so dachte er in seinen Gedanken an Java's Palmenwälder und an das Bambusdach auf seiner Eltern Hütte. Ach, was hätte van Geldern darum gegeben, sein eigener Sklave sein zu können!

Wenn indeß Doris stets vergeblich nach Niclas ausschaute, so beruhte das keineswegs auf Furcht von seiner Seite. Niclas van Dyk kannte überhaupt keine Furcht und der Conflict, in den er mit van Geldern gerathen, diente nur dazu, ihn zu ganz besondrer Thätigkeit anzuspornen. Mit der Zauberblume in der Hand eilte er nach Haarlem zurück und machte mit verzweifelter Hast Alles, was er an Werthsachen besaß, zu baarem Gelde. Nachher bestellte er Courierpferde nach Amsterdam und als er dort angelangt war, wanderte er von Blumenhändler zu Blumenhändler, von Amateur zu Amateur, überall „le prince noir“ vorzeigend, ohne indeß eine andre Auskunft zu erhalten, als die, daß diese wunderbare Blume unbekannt sei und daß man Tausende von Gulden geben würde, wenn man im Stande wäre, sie aufzutreiben. Verzweifelt und abgemattet erreichte van Dyk am Abend sein Logis wieder und war beinahe im Begriff sich zur Ruhe zu begeben, als plötzlich an seine Thür geklopft wurde. Van Dyk machte auf und vor ihm stand ein kleiner beweglicher Mann, welchen er, wie er sich dunkel erinnerte, bereits einmal gesehen. Der kleine Mann mit den wunderlichen großen Augen begann zu erzählen, daß er Blumenliebhaber sei, daß er eine große Sammlung der seltensten Tulpen besitze und zufällig in Erfahrung gebracht habe, daß van Dyk im Besitz einer Varietät wäre, durch welche allgemeines Erstaunen in ganz Amsterdam hervorgerufen worden. Müde, wie er war, wünschte er den kleinen Mann zu allen Teufeln, aber gleichwohl öffnete er das kleine Kästchen, worin „le prince noir“ sich befand, wie ein Prinz in seiner Wiege. Der kleine Mann hatte sie kaum gesehen, als er einen Schrei der Ueberraschung ausstieß; er ging ein paar Mal unruhig auf und nieder und fragte zuletzt, sichtlich bewegt, wo van Dyk die Blume her habe?

„Weßhalb wollen Sie das wissen?“ antwortete Dieser.

„Sie kennen mich nicht!“ sagte der kleine Mann. „Aber ich kenne Sie und besser, als Sie es ahnen. Sie sind Niclas van Dyk, Organist an Haarlems Domkirche. Ich... Sie erlauben, daß ich mich Ihnen bekannt mache! . . . ich bin Jean Mylius, Gärtner bei van Eichel, wo ich Sie mehrmals gesehen habe. Diese Tulpe aber, die Sie mir hier zeigen, ist zugleich mit dreihundert Zwiebeln aus unserm Blumenhause gestohlen worden!“

„Unmöglich,“ rief van Dyk und trat einen Schritt zurück.

„Es ist, wie ich Ihnen sage,“ entgegnete Mylius ruhig. „Ich kann mich doch wohl bei einer Varietät nicht irren, zu deren Kultur ich so lange Zeit gebraucht habe. Sagen Sie mir, von wem Sie diese abgerissene Tulpe erhielten und ich mache Ihnen sofort eins der schönsten und kostbarsten Exemplare zum Präsent!“

„Nun denn,“ antwortete van Dyk, „so mögen Sie's erfahren. Diese Tulpe ist aus van Geldern's Treibhaus.“

„Ah! dachte ich's doch!“ rief Mylius mit funkelnden Augen, „so hat also doch der alte Diestler seine Hand dabei im Spiel!“

„Das glaube ich nicht, Diestler ist ein ehrlicher Mann!“ bemerkte van Dyk.

„Ehrlich, ehrlich! Wen halten Sie für ehrlich bei unserm Geschäft?“ fragte Mylius

und zuckte mit den Achseln. „Ich bin es nicht und Diestler ist es noch viel weniger. Er ist nur ein zu geriebener Fuchs und weiß jede Falle zu umgehen. Sehen Sie, Diestler ist mein Gegner, mein Concurrent, und ich lege einen Eid darauf ab, daß er diese Zwiebeln aus der zweiten oder dritten Hand hat, natürlich ohne zu wissen, daß sein guter Freund Mylius sie züchtete."

„Was denken Sie nun zu thun?" frug van Dyk, etwas unruhig über die Wendung, welche die Sache genommen hatte.

„Das will ich Ihnen sagen," erwiderte Mylius mit listigem Blick. „Ich lasse den Vogel ganz ruhig in die Dohnen gehen. Der alte Diestler glaubte sicher, daß die dreihundert Zwiebeln mein ganzer Besitz, weil man eben nicht mehr vorgefunden. Er glaubt es, denn er kennt meine Reservefonds nicht. Es wird ihm mehr Zeit kosten als mir, neue Zwiebeln zu ziehen und bevor er „le prince noir" auf den Markt bringt, werde ich alle Agenten van Eichel's damit versehen haben. Er kann seinen Preis so niedrig setzen als er will, ich laufe ihm den Rang ab!" Und Mylius heftete seine klugen, glänzenden Augen scharf auf van Dyk, während ein verächtliches Lächeln um seine Lippen schwebte.

Am andern Morgen zeitig rollte van Dyk und der kleine bewegliche Gärtner nach Haarlem zurück, wo der Postwagen vor van Eichel's prachtvollem Landhause anhielt. Van Dyk wendete mehrere Male vergebliche Mühe an, sich von dem überredseligen Mylius los zu machen. Derselbe führte ihn von Treibhaus zu Treibhaus und es gab Augenblicke, wo er beinahe glaubte, der koboldhafte Gärtner treibe einen schlechten Scherz mit ihm. Endlich öffnete Mylius die Thür zu dem letzten langen Blumenhause. Eine schwüle, warme Luft und zugleich ein kräftiger berauschender Wohlgeruch schlug ihm entgegen und siehe da, plötzlich erblickte der ungeduldige van Dyk „le prince noir" in ihrem sammtschwarzen Gewande, ganz so aristokratisch, so vornehm und gleißend, wie er sie in dem chinesischen Gemach gesehen hatte. Mit strahlenden Augen und mit einem Glücke, das nur der kennt, der geliebt hat, nahm van Dyk die kostbare Gabe, le prince noir, entgegen und in einer Stunde später war er vor van Geldern's Landhaus; aber da wehte ihm eine auffallend kühlere Luft entgegen.

Palembang öffnete nicht wie gewöhnlich, Doris war nicht zu sehen und noch weniger zu sprechen. Sie sei krank, hieß es, und könne Niemanden empfangen. Was endlich van Geldern anbetraf, so wäre er auf unbestimmte Zeit in Geschäften verreist und als van Dyk fragte, wohin, so schlug ihm der Diener die Thür vor der Nase zu und würdigte ihn keiner Antwort mehr.

Aber van Dyk ließ sich nicht so leicht abweisen. Die dampfenden Postpferde mußten umkehren und in einer Stunde darauf stand er in van Geldern's Comptoir, festentschlossen seinen Willen durchzusetzen. Der alte Buchhalter theilte ihm mit einem geschäftsmäßigen Bücklinge mit, daß Mynheer van Geldern schon vor einigen Tagen nach Amsterdam gereist sei und daß er ihn im Laufe einer Woche zurückerwarten solle. Van Dyk dankte, bestellte neue Postpferde und jagte stracks nach Amsterdam damit. Aber hier begannen die Schwierigkeiten. Niemand wußte etwas von einer Ankunft van Geldern's in der Hauptstadt, Niemand hatte mit ihm gesprochen, oder ihn gesehen und auf der Post erklärte man, daß er ein Postgefährt von Haarlem nicht benutzt haben könne, da ein solches nicht angekommen wäre.

Ein dumpfer Verdacht stieg in van Dyk auf, als er gegen Abend müde und abgespannt in denselben Gasthof zurückkehrte, wo vor einigen Tagen die Begegnung mit Mylius stattgefunden, und da er in der Dämmerung gedankenvoll in dem großen, öden und unheimlichen Zimmer, das ihm angewiesen worden, auf und ab wanderte, so wuchs dieser Verdacht immer mehr und mehr, wie ein Pilz, der im Dunkeln wuchert und sich ausbreitet. Van Geldern führte in der Regel große Geldsummen bei sich, wenn er sich geschäftlich auf Reisen befand, und die Landstraßen zwischen Haarlem und Amsterdam waren damals ziemlich unsicher. Konnte er nicht ermordet worden sein? Eine peinliche Unruhe, die der Angst ziemlich gleichkam, erfüllte van Dyk; aber im nächsten Augenblick schon war alle Müdigkeit, ja sogar der Gedanke daran verschwunden, und mitten in der Finsterniß der Nacht fuhr er wieder zurück nach Haarlem.

Hier auf der Post erhielt er die überraschende Erklärung, daß van Geldern allerdings vor einigen Abenden eine Courierbeförderung nach Amsterdam bestellt habe, daß er aber bei den „drei Pappeln" umgekehrt und vom Postillon vergeblich erwartet worden sei. Man hatte diese Unregelmäßigkeit keiner besonderen Beachtung für werth gehalten, da van Geldern dergleichen launische Bestimmungen öfter traf und in diesem Punkte hinlänglich bekannt war. Hier stockte die Spur, und wieviel Mühe sich auch van Dyk gab, sie weiter zu verfolgen, er fand keine Fortsetzung derselben. Aufgeregt und bestürmt von allerlei Einbildungen wanderte er in der nachtstillen Stadt herum, bis der Tag anbrach. Das in den Straßen allmählig erwachende Leben verwirrte ihn dann: Er schlenderte weit hinaus vor Haarlems Thore.

Es ist solchen unbestimmten Wanderungen eigenthümlich, daß eine wunderbare Macht der Gedanken uns stets wieder, ohne daß wir selbst es merken, zu der Stelle führt, die den Mittelpunkt unsres Sinnens, unsrer Unruhe, unsrer Gemüthsbewegung bildet. So war es wenigstens bei van Dyk .... Nachdem er eine ganze Zeit lang planlos umhergeschweift, stand er mit einem Male vor der bekannten Gartenmauer, öffnete eine kleine Pforte und gelangte dann auf dem Haselnußheckengange an Diestler's Haus. Es machte einen frappirenden Eindruck. Thür und Fenster standen offen ... van Dyk spionirte überall umher und erblickte nirgend eine Seele ... selbst nicht einmal den bösen, dicken Mops, der ihn bei seinen heimlichen Spaziergängen oft angeknurrt hatte. Oede und still lag Alles, auf eine eilige, überstürzte Flucht deutend, deren Grund van Dyk allerdings wohl ahnen konnte.

Van Dyk ging die Taxushecke entlang, an den Faunen vorüber, an den Nymphen und dem plätschernden Springbrunnen. Endlich stand er vor der Villa; ihre grünen Läden waren geschlossen bis auf ein Fenster, dessen blanke Scheiben roth und golden in der Morgensonne schimmerten, die überaus prächtig aus den Wogen des Haarlemer Meeres hervorgestiegen war. Plötzlich flog das Fenster auf und eine noch lichtere, wärmere und lachendere Sonne strahlte über dem thaufrischen Garten. Doris blickte zu ihm hinab, van Dyk's geliebte, angebetete Doris, und breitete die Arme gegen ihn aus; sie war es, deren sanfte jubelnde Stimme in den zwitschernden Morgengruß der Vögel tönte, sie war es, die Vermißte, die Schmerzlich-Ersehnte, deren blitzende Augen die seinen suchten, und ehe er wußte wie? lag er in ihren Armen, an ihrer treuen Brust. Aber im nächsten Augenblick fuhr sie ängstlich zurück. Der „Vater", flüsterte sie, als ob sie aus einem Traum aufschrecke und suchte sich gewaltsam seiner Umarmung zu entreißen.

Dieses eine Wort, so klein und einfach, weckte auf ein Mal van Dyk aus seinen seligen Empfindungen. Er erzählte Doris, welche Bedingung ihm ihr Vater gestellt, über seine Begegnung mit Mylius, über sein Glück mit der schwarzen Blume, über die Hoffnung, die er daran knüpfte ... und Doris Wangen glühten. Da er ihr jedoch seinen Verdacht offenbarte und ihr erzählte, wie vergeblich er van Geldern's Spur gesucht habe, da bleichten sie mehr und mehr, bis sie endlich, einer Ohnmacht nahe, in seine Arme sank.

Zwischen van Geldern und seiner Tochter war nie ein herzliches Verhältniß gewesen. Stolz und gebietend, wie es in seiner Natur lag, den Kopf gefüllt mit kalter Geschäftsklugheit, hatte er niemals einen Gedanken für das zarte Seelenleben übrig behalten, das wunderbar leuchtende Blumen in das Denken und Trachten eines jungen Mädchens einflicht. Er hatte sie wie ein Kind bisher behandelt, sie überhäuft mit Luxus, und dafür stets als ausgleichendes Geschenk verlangt, daß sie in einem und allen Dingen ihm gehorche und sich ihm füge, selbst wenn er die leuchtenden Blumen ihres Innern zu zerpflücken Lust bekommen sollte. Und doch hatte sie jetzt eine quälende Angst um ihn, wie nur ein liebendes Herz sie zu empfinden vermag.

Als Kind besaß sie zwei Freunde, ihre todte, unvergeßliche Mutter und den alten Buchhalter, der nun, mürrisch und wunderlich, sich in ehrerbietigem Respekt von der jungen Dame entfernt hielt, die er als eine Art höheren Wesens betrachtete. Und doch hatte er sie auf seinen Knien geschaukelt, er hatte sie eingeführt in die Wunderwelt der Sagen und Märchen, sodaß sie manchmal, wenn ihr gruselig wurde, sich fest an seine Brust drückte. Unter diesen Märchengestalten nun war ein Königssohn, den ein Zauberer in eine goldene Höhle gelockt hatte, wo er sicher vor Hunger in all dem gleißenden Tande gestorben wäre, wenn die Prinzessin, welche sehr viel auf ihn hielt, die Thür nicht mit einer Wunderblume geöffnet und ihn ins Leben zurückgerufen hätte.

Die Mutter hörte damals das Märchen mit an; sie wurde ganz entsetzt dabei und riß das Kind dem alten Buchhalter aus den Armen. Von diesem Augenblicke an war es tief in des Mädchens Sinn gedrungen, daß in dem finstren unheimlichen Hause auf dem Markt eine Höhle sein müßte, wo der Zauberer lauere, damit er mit seinem Gelde die Seele in den Abgrund locke. Einmal hatte sie das der Mutter gesagt, und da hatte diese auf eine sanfte, bekümmerte Weise genickt, sie auf den Kopf geklopft und ihr erwiedert, daß Gott, der ja doch mächtiger als der Goldzauberer sei, die Seele wieder erlösen könne. Doris versenkte sich in diesen Kindheitstraum und wie in einem Zustande von Hellsichtigkeit sah sie vor sich die finstre Wölbung, den sterbenden Vater und ..... Schrecken übermannte sie; aber im nächsten Augenblick war sie ganz wieder sie selbst, ganz Leben und rasche Thätigkeit.

Sie ließ anspannen und fuhr risch und frisch nach Haarlem, wo die bereits mobilen Kaufleute von ihren Comptoirfenstern aus sie bemerkten und es fast für eine Vision hielten, daß van Geldern's vergoldete Equipage mit Fräulein Doris und — dem Organisten durch die Straßen rassele.

Der alte Buchhalter, der sich soeben auf seinem knarrenden Schreibstuhl emporgeschraubt und zu den Arbeiten des Tages vorbereitet hatte, fiel fast auf den Rücken vor Ueberraschung, als Doris und van Dyk plötzlich in sein Allerheiligstes hereinstürzten. Kaum aber hatte er Doris angehört, als er weiß wie Kalk wurde. Mit zitternden Händen, taumelnd fast, öffnete er einen großen eisernen Geldschrank und nahm aus einem ganz

zu hinterst stehenden Kästchen einen Schlüssel, den er Doris überreichte. Zwei Minuten nachher war man in dem kleinen Magazincomptoir. Die Lichter in den Armleuchtern waren zu ihren Dillen niedergebrannt, die Thür zu der verborgenen Treppe stand offen, eine dumpfige, erdig duftende Luft drang empor und hier, an der Schwelle zur Goldhöhle, sank Doris nieder, nicht im Stande, der fürchterlichen Angst Widerstand zu leisten, welche die Grabesluft in ihr hervorgerufen.

Van Dyk bat den alten Buchhalter, ihm beizustehen, brannte mit fester Hand ein Licht aus dem Magazin an und stieg dann, ohne zu säumen, in die Tiefe nieder. Wenige Augenblicke nachher hatte er sein Ziel erreicht .... die eiserne Thür drehte sich in ihren Angeln und das Licht flackerte im Zugwinde auf .... Aber Himmel, was war das, was er zu seinen Füßen ausgestreckt liegen sah? Eine bleiche, anscheinend leblose Gestalt auf Haufen von Dukaten, die in wilder Unordnung über den Fußboden hingestreut waren .... Van Dyk stürzten die Thränen aus den Augen, seine Knie zitterten und kaum seiner Sinne mächtig, stürzte er die Treppe hinauf, um Hilfe zu holen, wenn Hilfe noch möglich.

* * *

Zwei Stunden später fuhr still und langsam ein geschlossener Wagen durch Haarlems Straßen. Alle wandten die Köpfe, um ihm nachzusehen, denn sie wußten, darin lag der reiche van Geldern, der trotz seines Reichthums und seiner Herrlichkeit schlimmer gestorben war, als der ärmste Bettler in Haarlem. Die Neuigkeit fuhr wie ein Lauffeuer durch Straßen und Gassen und bald folgte dem Wagen eine ganze Anzahl Menschen, sodaß schließlich am Thor das Gedränge so groß ward, daß der Kutscher kaum noch durchkommen konnte. Dies Mal war, merkwürdig genug, Niemand zu sehen, der den Hut abzog. Nur ein Einziger näherte sich dem Wagen mit entblößtem Haupte, hieß den Kutscher halten, sprach einige Worte mit dem Arzte und ging dann mit aufrichtiger Theilnahme wieder von dannen .... es war van Eichel!

Die Mittheilungen, die der im Wagen sitzende Arzt ihm gab, waren ganz andrer Natur, als die, welche in der gaffenden Menge von Mund zu Mund gingen. In einer Stadt wie Haarlem, ist man gleich dabei, die Leute todtzuschlagen, und da van Geldern's tragisches Schicksal von der rächenden Nemesis dictirt zu sein schien, so zweifelte man an dem Tage nicht, daß van Geldern todt sei. Und für todt wurde er auch in seiner prächtigen Equipage nach Hause geschafft, begleitet von einem Arzte und van Dyk. Für todt wurde er die blanke Fayencetreppe zu seiner Villa hinauf und durch das chinesische Gemach hindurchgetragen. Erst Abends, als Doris in stiller, stummer Verzweiflung sich über ihn beugte und ihre weichen warmen Lippen auf seine eiskalte Stirn preßte, erst da stieß er einen tiefen Seufzer aus, öffnete seine matten, so lange geschlossenen Augen und starrte auf die Tochter mit dem Ausdruck wilden Entsetzens.

Aber im nächsten Augenblick, welch seliges Entzücken strömte über ihn! Das war nicht mehr die unheimliche Finsterniß, nicht mehr die feuchte, eiskalte Kellerluft, nicht mehr des Grabes und des Todes Grauen, was ihn hier umgab .... nein, das waren herzliche strahlende Blicke, warme Lippen, freundschaftliche Händedrücke, milder Blumenduft und die süßen Thränen des Entzückens, die ihn nun ins Leben zurückführten. Doris kniete vor seinem Bett, hielt seine Hände zwischen den ihrigen und bedeckte sie mit Küssen, während sie ihn mit den zärtlichsten Namen nannte.

An ihrer Seite indeß stand eine hohe, dunkle Gestalt mit einem Federbaret in der Hand und sah auf van Geldern nieder mit einem so theilnahmvollen und besorgt forschenden Blicke, daß dieser, obgleich er seine Gedanken nicht recht in Zusammenhang bringen konnte, doch immer mehr von dem dumpfen Gefühl erregt wurde, er habe hart, rauh und unrecht gegen den Mann gehandelt. In der Nähe dieses Mannes, auf einem kleinen Tische, stand eine schwarze, duftige Blume, welche van Geldern, wie er sich einbildete, vor langen, langen Jahren gesehen und mit einem hohen, nun ganz unfaßbaren Preise kaufen gewollt hatte. Plötzlich beugte der junge Mann sich zu ihm nieder, flüsterte einen Namen und zeigte auf die seltsame Blume mit der grabschwarzen Farbe. Da fiel es wie Schuppen von van Geldern's Augen; seine bleichen Wangen erhielten Farbe, er stieß einen leichten Schrei aus und erhob sich mit aller Anstrengung, um Doris seidenweiche Hand mit der Hand des Organisten zu verschlingen.

Sechs Wochen nachher ging ein überraschendes Gerücht durch Haarlem. Van Geldern, der inzwischen wieder gesund geworden, hatte seine Tochter Doris mit van Dyk verlobt. Einzelne glaubten nun ganz bestimmt, daß das auf beginnende Gehirnerweichung bei ihm schließen lasse, Andere indeß fanden die Verlobung ganz vernünftig und rechneten sie van Geldern zur Ehre an. Diese letztere Meinung wurde bald eine ganz allgemeine, als man erfuhr, daß van Dyk ihn nicht allein durch seine energischen Bestrebungen vom Hungertodte gerettet, sondern daß er ihm auch außerordentlich wichtige Aufklärungen über die schwarze Wunderblume gegeben hatte.

Ein noch weit größeres Aufsehen, als die Verlobung, machte die Verheirathung der schönen Doris. An diesem merkwürdigen Tage sah man nämlich van Eichel's Equipage hart neben der van Geldern's halten und die beiden alten Handelsherren im Streit begriffen, wer von ihnen zuerst durch die Kirchenthür treten solle. Was van Geldern betraf, so behaupteten Leute, die ihn ganz genau kannten, daß er nach seiner Krankheit ein ganz Anderer als vorher war. Das Unglück hatte ihn geläutert, veredelt.

Als endlich im folgenden Jahr das Dekret erschien, womit die Generalstaaten mit einem Schlage dem Tulpenschwindel ein Ende machten, so beging er eine Reihe von „Dummheiten", welche ganz genau bewiesen, „daß er bei seinem Aufenthalt im dunklen Grabeskeller einen Theil seines Verstandes eingebüßt." Obgleich diese schicksalsschwangre Verordnung bestimmte, daß Alle, die an den Spekulationen Theil genommen, als Debitoren bis zum letzten Heller verhaftet sein sollten, so benahm sich van Geldern doch so, als ob diese Verordnung gar nicht existirte. Und da er so gleichgültig geworden gegen die Reizungen des Mammon, so fand man es ganz in der Ordnung, daß er seine Firma auflöste und bei seiner Tochter wie ein Mann wohnte, der durch einen unglücklichen Zufall völlig vergessen, was Handel und Geschäft. Da van Geldern endlich gestorben war und der große Leichenzug sich durch Haarlems Straßen bewegte, der alten Domkirche zu, war sein Sarg nicht einmal vergoldet und anstatt jenes Kranzes von kostbaren Tulpen lagen auf demselben die duftenden Rosen des Sommers. Das Gefolge war nicht so vornehm und prachtvoll, wie man es hätte erwarten können, aber zur Entschädigung dafür strömten die Armen der Stadt und Umgegend den ganzen Tag auf den Kirchhof, um an dem Grabe van Gelderns zu beten und schlichte Wiesenblumenkränze hier nieder zu legen. In Zukunft hieß van Geldern auch nicht mehr der „reiche", sondern der „gute."

Gedichte.

Von C. Ferdinand Meyer.

I.

Wachend in des Jahres letzter Stunde
Fühlt' ich mehr wie sonst mich noch vereinsamt,
„Niemand, seufz't ich leis, bescheert mich morgen!
Keiner denkt an mich, wenn nicht die Götter
Mich mit einem Angebind bedenken."

Mitternacht! Zwölf dumpfe Schläge hallten
Her vom nahen Thurm — da glomm ein Lichtstrahl.
Durch die helle Kammer sah ich schweben
Ein geflügelt leichtgeschürztes Mägdlein,
Sie, des jungen Jahres erste Hore —
Unter halbgeschlossnen Lidern lauscht' ich
Freudevoll hervor, bescheerungslustig! —
Auf den Tisch — mit Büchern lag bedeckt er —
Setzt sie mir ein Lämpchen — jetzt erschrak ich:
„Nicht des mitternächt'gen Fleißes Ampel,
Etwas Freud'ges schenk mir, fleht' ich, Holde!"

Schon entschwebend wandte sie das Antlitz
Und ich sah das feine Haupt im Umriß,
Freundlich spottend öffnet es die Lippen:
„Erst vernimm wozu die Götter schenken
Dir die stillen Strahlen dieser Ampel:
Mit den stillen Strahlen dieser Ampel
Wird dir Eine, die dich liebt von Herzen —
Eh' wir unsern neuen Lauf vollenden —
Dunkle Wendeltreppen oft erhellen,
Auf die letzte Stufe setzt sie nieder
Sacht das Lämpchen, daß sie zärtlich scheide." —
So geschah's. Die Götter trügen niemals.

II.

Mit dem Tode schloß ich Kameradschaft:
„Gib, so lang ich athme, Kraft und Ruhe,
Sprach ich, gib den unbestochenen Blick mir —
Winkst du dann, gleich bin ich reisefertig."
Und so standen wir auf gutem Fuße,

Oft erschien der Freund, mit mir zu plaudern.
Da bescheerte mir die Erde plötzlich
All' ihr Glück in ungeahnter Fülle,
Und, von Lust und Leben stets begleitet,
Mied ich meines Freundes weisen Umgang.

Neulich, wie das Liebchen mir am Hals hing
In der trauten stillen Dämmerstunde —
Ueber ihre Schulter weg erblickt' ich
Meinen Freund, den Tod, im Abenddunkel,
Ungehalten schien er, finsterlaunig
Und ich hörte den Verstimmten murmeln:
„Bin ich dir verleidet? Schöne Treue,
Die des alten Freundes schlichten Namen
Abergläubisch von den Lippen fern hält!
Ist das hübsch von einem Kameraden?"

In demselben Augenblick umarmte
Liebchen mich und rief: „So möcht' ich sterben!
Nahst du jetzt dich, Tod, du bist willkommen!"
Und der Tod, von schwellend warmen Lippen
Hört' er seinen Namen ausgesprochen
Freudebebend, ohne Furcht und Schauder.
Ueber sein geheimnißvolles Antlitz
Glitt ein Licht und, sieh, er schied begütigt.

III.

Wohnungsnoth! Das letzte Blatt der Zeitung
Ueberlas ich, mit den Angeboten —
Das Gemach zu klein, das zu geräumig,
Das zu nah der Stadt und das zu stadtfern —
„Keines taugt uns!" rief ich ungeduldig.

Aber Liebchen steigt auf einen Sessel,
Langt herunter von dem hohen Schranke
Ein mit Staub bedecktes altes Kästchen,
Oeffnets — o das liebe Kinderspielzeug!
Mauern, Thore, Häuser, grüne Pappeln
Sammt der Kirche — kurz ein ganzes Städtchen.
Schnell und zierlich baute sie die Stadt auf
Und nicht allzufern der Mauer stellt sie
Abseits hin ein allerliebstes Landhaus,
In die Händchen klatscht sie jetzt und jubelt:
„Alles ist bereit! Wie ich's uns erträumt!"
In der Wonne des erworbnen Heimes
Preßt' ich also ungestüm ans Herz sie,
Daß den Arm sie streckte wie ertrinkend —
Sieh, da hascht' sie mit behenden Fingern
Ein Gebäud' am Thurm und setzt es nieder
Neben unser allerliebstes Landhaus —
Und! die Kirche mit dem rothen Dach war's!

Zu Goethe's Geburtstag.

Von S. Heller.

Hundert Jahre mögen es sein, seit aus dem wilden und unabsehbaren Gigantenheere des Sturms und Dranges zuerst das helle Jovishaupt auftauchte, welches ganz Deutschland und zuletzt das ganze geistige Universum mit einem Meer von Licht übergoß, vom Horizonte immer höher emporrückte und noch heute, ein unwandelbarer Fixstern erster Größe, uns immer im Zenith bleibt, die Centralsonne all unsers Denkens und Fühlens, mit geheimnißvoller Influenz auf den Gang unserer Entwickelung, mit magischem Banne auf alle die Wandel- und Irrsterne, die wirr und wechselnd unser Firmament durchziehen. Lessing ist für die gewöhnliche Lesewelt zum Theil ungenießbar geworden und wird selbst von vielen Schriftstellern mehr genannt als gekannt; Schiller, der Abgott der Nation, ist im Munde derselben fast nur zur Phrase geworden, seine bahnbrechenden ästhetischen Arbeiten läßt man liegen, von seinen Dramen wird höchstens die äußere Form nachgeahmt, und unter seinen Gedichten sind gerade die gehaltvollsten und künstlerisch gediegenen völlig vergessen: nur Goethe steht noch in unnahbarer Jungfräulichkeit vor uns da. Er wird zwar vielleicht noch weniger gelesen als Schiller und Lessing, ganze Bände seiner sämmtlichen Werke prangen in unsern Bücherschränken ohne daß wir jemals darin auch nur geblättert, zudem ist und bleibt Goethe unpopulär für die Menge; allein keine von seinen Ansichten ist ein überwundener Standpunkt, keine ist darnach angethan, es jemals zu werden. Wie an den Bildwerken von Herculanum und Pompeji, als sie nach mehr denn anderthalb Jahrtausenden aus ihrer Verschüttung hervorgezogen wurden, alles noch so frisch und farbenprächtig glänzte, als hätte der Meister soeben die Staffelei verlassen, so webt um Alles, was er geschaffen, ein eigener Zauberduft, der Jeden, welcher es in die Hand nimmt, wie mit süßem Grauen durchbebt. Es ist mit Goethe's Schriften wie mit denen des neuen Testaments: wir können viele davon halb auswendig, und doch überraschen sie uns immer aufs Neue durch ihre Schlichtheit und durch ihren Tiefsinn, durch eine gewisse sittliche Grazie, durch das Mustergiltige und wie aus der Ewigkeit für die Ewigkeit Geoffenbarte ihrer Aussprüche.

Auch darin gleichen diese ewigen Genien den ewigen Gestirnen, daß wir an ihnen als an unverrückbaren Leuchten, unsern jeweiligen Abstand von ihnen auf das Genaueste bemessen können. Daß dies von Zeit zu Zeit nothwendig ist, wenn nicht das höhere Ziel all unsres Strebens und Arbeitens ins Schwanken gerathen soll, wird wohl Niemand in Abrede stellen. Heutzutage aber dürfte es mehr als jemals geboten sein, uns ernstlich von dem Rechenschaft zu geben, was wir wollen und was wir zur Ausführung dieses unsres Willens bisher ins Werk gesetzt haben. Hier stoßen wir nun aber gleich auf einen höchstbefremdlichen Umstand. Seit nämlich die deutsche Literatur den ersten Anlauf zur Selbständigkeit genommen hat, finden wir jederzeit — fast nachweisbar von je 10 zu 10 Jahren — auf das sorgfältigste verzeichnet, wohin die Gedanken und die Kunstbemühungen der jeweiligen Epoche steuern. Die Leipziger und Schweizer, die Göttinger und Klopstock erließen in ihren Streitschriften und zum Theile in selbständigen Werken förmliche Manifeste; Herder und Lessing fühlten in kurzen Zwischenräumen

ihrer Wirksamkeit das Bedürfniß, sich über den Weg, den sie nahmen, klar zu werden, und die kritischen Wälder wie der Laocoon, die hamburgische Dramaturgie wie die Adrastea sind nichts als grandiose Programme mächtiger Herrscher im Geisterreiche. Goethe's und Schiller's Arbeiten auf diesem Gebiete sind männiglich kund, und wie ausführlich haben die Romantiker im Athenäum ihre weitaussehenden Plane dargelegt, mit welchem Ueberschwall und Ueberschwung von Beredsamkeit hat selbst noch das junge Deutschland, das im Grunde gar nichts zu sagen hatte, sich bald polemisch und kritisch, bald lehrhaft und in ruhigem Tone über seine Anschauungen und Meinungen ausgesprochen. Nichts von alledem ist bei uns zu bemerken. Jeder thut, was ihm gut dünkt; jeder Autor hat seine Manier und sein Publikum; in den Recensionen wird viel gelobt und getadelt, aber über die Grundsätze der Kritik erfährt man in der Regel nicht das Mindeste. So vermöchten wir aus uns selbst heraus kaum zu einem Urtheil über das Ersprießliche oder Verfehlte unserer Thätigkeit zu kommen. Glücklicherweise steht uns noch ein zweiter Weg offen. Wir können, die Principien jener Meister im Auge, vergleichen, welche von den Forderungen, die sie stellen, von den Leistungen unserer Zeit erfüllt werden und welche nicht. Ich möchte zu diesem Zwecke in diesem Aufsatze die schriftstellerische Persönlichkeit Goethe's zu zeichnen versuchen, das Unvergängliche und für die Dauerhaftigkeit einer für die große Welt bestimmten Arbeit Unerläßliche seiner Conceptionen hervorheben, und dabei immer auf die Art Rücksicht nehmen, wie man in unseren Tagen producirt, wie unsere Männer des Tags „die dichterischen Geschäfte" betreiben.

Goethe ist Gelegenheitsdichter und nur dieses. Ehe noch Jemand eine Ahnung davon hatte, hat er selbst mit beispielloser Offenheit das Geständniß abgelegt, und seitdem ist es von unzähligen Federn nachgeschrieben worden. Die Düntzer und Consorten sind denn auch nicht müde geworden, in Allem und Jedem nach der ursprünglichen Veranlassung peinliche Nachforschungen anzustellen und ihre Bemühungen sind auch in der Regel vom glücklichsten Erfolge gekrönt gewesen. In der That, das Original zu den Gartenanlagen in den Wahlverwandtschaften hat sich fast Zug für Zug in der Nähe Weimars gefunden, die Scenerie des Spazierganges im Faust ist richtig die Frankfurter'sche, und die verschiedenen Figuren seiner Gedichte haben gelebt, sind zum Theil im innigsten Verkehr mit ihm gewesen; ja der ursprüngliche Briefwechsel zwischen Goethe, Lotte und Kestner ist fast noch schöner und ergreifender als der später daraus gewordene Roman von den Leiden des jungen Werther. Hierin läge jedoch eher eine Schwäche als ein Vorzug; hätte die Thatsache keinen weiteren Sinn, als daß Goethe alles Erlebte und nur das Erlebte in Dichtung verwandelte, so würde dies einen bedenklichen Mangel an Erfindungsgabe verrathen. Allein nicht was er erlebte, sondern wie er's erlebte, kommt hier in Betracht. In der Erscheinung nicht das Flüchtige und Vorübergehende, sondern das Typische und Bleibende zu sehen, alles Zufällige und Wesenlose von den Dingen abzustreifen und das, was sie sind, nicht was sie scheinen, in ihnen zu erkennen, das was Spinoza die adäquate Idee nennt, überall ins Auge zu fassen und Alles unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit (sub specie aeternitatis) anzuschauen, das war Goethe zu eigen und darin besteht sein Werth als Gelegenheitsdichter. Mit dem Kriegszahlmeister Merck sind Hunderte umgegangen und mögen ihn mit dem Pinsel oder in biographischer Skizze porträtirt haben, aber den Mephistopheles verstand doch nur ein Goethe aus ihm herauszugestalten. Den Lauf des Baches von der Quelle zur Mündung haben gar Viele beschrieben und gesungen, aber nur Goethe sah in ihm das Walten des Geistes in der menschlichen Gemeinschaft, der sein Jahrhundert um einen Schritt vorwärts bringt.

Ueberblicken wir die Tonangebenden unter unsern Scribenten, so möchte zunächst eine gewisse Aehnlichkeit angenehm auffallen. Sie sind so ziemlich sammt und sonders Gelegenheitsdichter; man sieht es ihren Romanen, ihren Dramen u. s. w. an, daß das Meiste dabei persönliche Erfahrung des Verfassers ist, die Hauptcharaktere zum Mindesten sind durchwegs selbsterlebt. Andererseits aber, so frappant, markant, interessant, und wie alle die modernen technischen Ausdrücke lauten, diese Wesen sein mögen, geht ihnen im Allgemeinen die Fähigkeit ab, uns tiefer zu bewegen, und jener kostbare Zoll, den

jedes edlere Dichtergemüth uns zu entlocken versteht, die heilige Thräne des Mitgefühls, wird ihnen niemals von uns, sie bringen es höchstens zu einer momentanen Rührung, deren wir uns bald schämen. Hier gilt Goethe's Wort vom Dichter, das sie aber niemals beachtet haben:

„Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt,
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgiltig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durch einander klingt:
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen?
Das Abendroth im ernsten Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart."

Jedes Wort dieser herrlichen Stelle ist ein Dolchstoß für unsre Scribenten. Sie haben alle ein scharfes Auge, sie sehen viel und zeichnen das Gesehene auf; sie sind geistreich, und manche hübsche Reflexion, manche feine Pointe wandert aus ihrem Tagebuche und Notizenhefte in ihr gedrucktes Werk, aber der innere Einklang fehlt, es fehlt das Weltbild in ihrem Innern. Darum spinnen sie ihre Fäden so lang wie die Natur, darum klingt bei ihnen alles unrhythmisch und verdrießlich durcheinander, darum ist ihnen jedwedes Ding eben nur das Ding, nicht aber, was es bedeutet, von photographischer Treue, aber ohne Spur selbständiger Auffassung, darum haben sie Figuren wie das Schach, hundertmal dagewesene Schablonen, aber keine Gestalten, keine Individuen, die unvergeßlich bleiben, wenn man sie einmal gesehen, Zigeunermädchen aber keine Mignon, Virtuosen aller Art, aber keinen Harfner, liederliche Frauenzimmer in Hülle und Fülle, aber beileibe keine Philine.

Was Goethe rein und klar empfangen und in sich bis zur Reife ausgebildet hatte, das hatte er mit allen Fasern seines Gemüthes in sich gesogen, das löste er nur schwer und widerstrebend aus sich los, darein versenkte er sich mit der ganzen Kraft seiner Seele. Hier im tiefsten Dunkel einer fast indischen Beschaulichkeit nährte er jene stille, aber verzehrende Gluth, die dann auch alle seine großen Schöpfungen durchdringt und durchläutert, jene wundervolle Stimmung, die unsichtbar um alle seine Dichtungen schwebt und ihnen das unsagbare Etwas verleiht, die thauige Frische, welche ihr reizvolles Blumenantlitz lieblich anhaucht und sie in unverwelklicher Schönheit erstrahlen läßt. Hier wob sich jener goldene Dämmer um sie, den auch die nüchternste Kritik nicht ganz zu beseitigen vermag; hier reihte sich Wort an Wort und Reim an Reim, hier entstand jene innere Melodie, die mit memnonischem Klange den Hörer bestrickt. Diesen Versen von tadellosem Gusse und perlendem Wohllaut merkt man es sofort an, daß sich das zarteste Träumen und Sinnen des Sängers in sie verloren hat, weßhalb er sich denn auch nur nach langem, oft aufreibendem Kampfe von ihnen trennte, um sie aufs Papier zu entlassen und mit noch größerer Selbstverleugnung sich entschloß, sie dem Drucke zu übergeben. Jahrelang trug er so die Iphigenie, den Tasso mit sich herum, dem Faust erging es fast wie dem Schüler im ersten Theile desselben, den die Mutter gar nicht von sich lassen wollte. Die Nausikaa, in welcher vielleicht wie in keinem andern Drama die ganze holde Weiblichkeit von Goethe's Muse sich abgedrückt hätte, ist nur wegen dieses schmerzlichen Widerstrebens der Phantasie, ihr Eigenstes preiszugeben, leider gar nicht geworden. War das Buch endlich in die Oeffentlichkeit gekommen, das Horazische

nonum prematur in annum buchstäblich erfüllt, dann lag Goethe an dem äußern Erfolge nicht das Mindeste, sein sehnlichster Wunsch ging dann nur dahin, daß das Buch den Freunden gefalle, die er in sein Herz geschlossen hatte und denen er in der italienischen Reise den köstlichen Traum von der Fasaneninsel erzählt. Hermann und Dorothea war zwei Jahrzehnte schon im Buchhandel, Goethe schon tief in den Sechzigen, als der schreibselige Dr. Töpfer in Hamburg, der bekannte Lustspieldichter, der erst vor wenigen Jahren verstorben ist, sich es einfallen ließ, ein Schauspiel auf Grundlage des Goethe'schen Epos und unter gleichem Namen an die Bühnen zu versenden. Da ist denn die Zuschrift des greisen Dichters an den armseligen Poetaster gar rührend, worin er ihm dankt, seinem Hermann zu einiger Anerkennung verholfen zu haben.

Von dieser Art des dichterischen Hervorbringens wüßte ich aus unsern Männern der Feder kaum ein Beispiel anzugeben. Paul Heyse in seinen ersten Novellen erquickte durch das Satte und Ruhevolle der Stimmung, seit vielen Jahren ist es auch ihm weniger um die Ausführung als um das Fertigbringen zu thun; Gottfried Keller in einigen Erzählungen seiner Leute von Seldwyla besitzt den vollausklingenden Ton des epischen Behagens in der Ausmalung von Begebenheiten und Seelenzuständen; auch in Jordan's kleinem Lustspiele „Durchs Ohr" ist alles auf das Feinste ausciselirt. Solche Exempel stehen indessen ganz vereinzelt da. Im Ganzen und Großen will man jetzt Ruhm und Ehre und vor Allem ein möglichst großes Publikum; die Quelle der Begeisterung sprudelt jetzt nicht mehr im Poeten, sondern außer ihm in irgend einem praktischen Ziele, das zu erlangen er sich vorgenommen. Ein Stoff muß also zunächst ausfindig gemacht werden, der, wie man zu sagen pflegt, den Leuten die Augen aufreißt. Dieser Stoff, nicht seine Gliederung und Durchbildung, ist und bleibt unter allen Umständen die Hauptsache, je auffälliger und sensationeller, desto besser. Daraus erklärt sich denn auch das leichte und rasche Produciren unserer Tageslöwen, daraus auch das Massenhafte dieser Produktion. Denn wie der Photograph im Handumdrehen mit seiner Arbeit fertig ist, seine Existenz aber nur durch vielfache und ausgebreitete Thätigkeit zu gewinnen vermag, so wird es unsern Modeschriftstellern wunderleicht, ein vier- oder sechsbändiges Werk rasch zusammenzubringen; da aber der Leser höchstens seine Neugierde darin befriedigt findet, seelisch aber mit nichten angezogen wird, so muß der Verfasser, da er sein Publikum nicht ergreifen kann, es zu betäuben versuchen, er muß Schlag auf Schlag führen, kein Jahr darf vergehen, ohne daß der Meßkatalog etwas von ihm ankündigt. Allerdings bleibt ihm noch das dunkle Bewußtsein zurück, daß dieses nicht genüge. So wissen auch alternde Mädchen, die sich auf ihren Geist nicht verlassen können, daß ihre Reize und Formen nicht mehr die Elasticität besitzen, ohne Fischbein und kosmetische Mittel sich zu halten. In unserem Falle muß die Annonce, das Plakat sogar, die Kameraderie und leider in höchster Instanz die Kritik herhalten.

Aus dem Vorangegangenen wird es nicht erst der Ausführung bedürfen, daß in der Goethe'schen Künstlerschaft das lyrische Element obenan steht. Nur das Selbstempfundene hat für ihn Werth und Bedeutung. Bis auf Goethe konnte man in der deutschen Literatur den pompösesten Schilderungen und Gleichnissen begegnen, ohne daß die Herren Poeten das Ding, von dem sie schrieben, auch nur jemals zu Gesichte bekommen hätten. An der Pleiße, im Vaterlande der Spatzen und Stieglitze, besang man den Adler (oder den Aar, wenn man recht groß thun wollte); allenthalben hörte man von Tigern und Löwen (von Leuen, wenn man noch gewaltiger imponiren wollte), Claudius pries den Rheinwein als mild und sanft und war entsetzt, als ein Bäuerlein, von diesem Rheinweinliede entzückt, ihm ein Fäßchen des kostbaren Saftes schickte und er zum erstenmale das Getränk kennen lernte, das ihm über die Maßen sauer schien. Goethe hat diesem Unwesen, wonach unsere ganze Literatur ein exotisches Treibhaus oder eine Menagerie vorstellte, das verdiente Ende gemacht. So hat er auch dem Roman alles Wunderbare und Abenteuerliche benommen; die Menschen seines Meisters und seiner Wahlverwandtschaften sind meist von einer verwunderlichen Gewöhnlichkeit, das Wichtigste ist ihm die Darstellung des Lebens, das allmählige Sichentwickeln der Charaktere, die Nothwendigkeit

des Geschehenden, mit einem Worte die innere Wahrheit. Genau so hat er aus dem Epos die ganze Göttermaschinerie sammt dem heroischen Aufputz weggelassen und sich einer Schlichtheit befleißigt, in der man fast Absichtlichkeit sehen könnte. Wilhelm von Humboldt mußte eine breite Abhandlung schreiben, um nachzuweisen, daß Hermann und Dorothea überhaupt zu den großen Epen gehöre. In die Kategorie des rasenden Roland und des befreiten Jerusalem kann man es freilich nicht einreihen, denn es ist nichts Gekünsteltes darin, aber es darf kühn neben Homer stehen, es spricht daraus dieselbe Einfalt, derselbe Naturzauber, dieselbe Unmittelbarkeit. Als Dramatiker will man wegen eben dieser Natürlichkeit Goethe nicht gelten lassen: Götz und Faust seien wilde regellose Poeme, der Egmont halb opernhaft, die Iphigenie zu kalt, von Tasso sagt sogar Lewes: it is a series of poetical lines, but no drama at all. Ich will die Frage hier nicht ausführlich untersuchen, weil die Beantwortung für meinen Zweck ganz gleichgiltig ist. Worauf ich, als auf ein unverbrüchliches dramatisches Gesetz, aufmerksam machen möchte, das Goethe mehr befolgt hat als selbst Shakespeare, das ist die feine psychologische Begründung an einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Verhältnissen, der strenge Sinn für das Wesentliche und das Weglassen alles Beiwerks, das Charakteristische des Sprachausdruckes und dessen völlige Identität mit Zeit und Ort des jeweiligen Dramas. So sehen wir ihn aus einem einzigen Kunstprincipe heraus, das hinwiederum aus seinem Urselbst geschöpft ist, unbestrittener Meister in fast allen poetischen Gattungen.

Was die Literatur der Gegenwart in besonderem Grade kennzeichnet, das ist ihr erschreckender Mangel an Lyrik und an Innerlichkeit überhaupt. Was uns an die Poesie fesselt, das ist durchaus nicht ihre Fiktion, sondern im Gegentheile ihre höhere, von keiner Wirklichkeit zu erreichende Wahrheit. Woran ist nun aber die Wahrheit eines Gedichtes zu erkennen? An nichts anderm, als daß es, gleichviel ob Roman oder Theaterstück, von einer lyrischen Ader durchzogen ist, oder wie man noch vor zehn Jahren zu sagen pflegte, daß der Dichter es mit seinem Herzblute geschrieben hat. Auch darf man, ohne Furcht durch ein einziges Beispiel aus der allgemeinen Literaturgeschichte widerlegt zu werden, zuverlässig behaupten, daß wer kein gutes lyrisches Gedicht machen könne, unter keinem Falle den Dichtern beizuzählen sei. Nur der goldene Faden, der aus der Seele des Dichters sich um dessen Dichtung schlingt und die Verbindung zwischen beiden aufrecht hält, ist der einzige Beweis von der Nothwendigkeit einer solchen Dichtung. Wir besitzen aber in Deutschland Autoren mit sämmtlichen Werken von 80 bis 100 Bänden, die immer Stümper in der Lyrik geblieben sind oder sich lyrisch nie versucht haben. Von unserer Lyrik ist überhaupt wenig Erfreuliches zu melden, sie ist fast allerorten zur blanken Prosa geworden. Der Roman weist manchen guten Autor auf, der es versteht, der Wirklichkeit den Spiegel vorzuhalten, dagegen fängt die bei weitem größere Anzahl unserer Romanciers an, der Erzählung einen pikanten Beigeschmack zu geben durch die Schilderung von exceptionellen Persönlichkeiten, die man gerne für dämonisch ausgeben möchte, hinter welchen aber gewöhnlich nur die platteste Alltäglichkeit oder gar die gemeinste, raffinirteste Sinnlichkeit steckt. Im Epos dagegen sind seit dem letzten Jahrzehnt manche Anläufe zum Guten zu verzeichnen; bedauerlich bleibt nur, daß gerade die bedeutendsten Vertreter auf diesem Gebiete sich beikommen ließen, das allgemein Menschliche aufzugeben und sich in Form wie in Inhalt zu allerlei Seltsamkeiten und Bizarrerien zu versteigen. Indessen verdient diese Richtung beachtet zu werden, ein Keim zum Bessern scheint jedenfalls in ihr verborgen zu liegen und von der Blasirtheit unserer Romane unterscheidet sie sich sehr zu ihrem Vortheile. Desto heilloser sieht es in unserm dramatischen Schriftthum aus. Schriftthum ist nicht das richtige Wort, denn aus Furcht, ein Buchdrama zu liefern, wird bei uns Alles abscheulich bühnengerecht gemacht. Umsonst sucht man nach einer dichterischen Schönheit, nach einer Stelle, in welcher der Dichter etwas von seiner Lebensweisheit niedergelegt, nichts als der nackte Effekt wird herausgeklügelt. Da ist keine Spur von einer durchdachten Charakteranlage, von einer psychologischen Begründung, da gilt es blos bei den Aktschlüssen, ja selbst bei den einzelnen bedeutenden Abgängen das

donnernde Brouhaha der Galerien zu bekommen — das sind wahrlich beklagenswerthe Zustände!

Freilich reicht das zarte, seelische Element allein zum großen Dichterwerke nicht aus, es gehört dazu noch eine mächtige Energie, um das Gegebene in seiner massenhaften Unendlichkeit zu bezwingen und sich geistig anzueignen. Hier ist nun aber ein Zuviel wie ein Zuwenig gleich vom Uebel. Blos im Grase liegend und in den Aether starrend, darauf hat schon Hegel aufmerksam gemacht, bringt man noch kein gutes Gedicht zu Stande. Andererseits wird allzugroße Gelehrsamkeit den poetischen Genius in den meisten Fällen beeinträchtigen. Hier das rechte Maß zu treffen ist schwer und nicht immer der Einzelne für seinen Bildungsgang verantwortlich zu machen. Goethe besaß mehr als Lernbegierde, sein rastloser Arbeitsdrang ging bei ihm geradezu bis zur Ferocität im unaufhörlichen Studium. Er sagt es uns selbst, wie sauer er sich's habe werden lassen, um etwas zu wissen, wie er sein reiches väterliches Erbe und Alles, was seine schriftstellerischen Arbeiten ihm getragen, daran gesetzt, um diesen faustischen Trieb zu befriedigen; es wird kaum zu viel gerechnet sein (und es wundert mich, daß Düntzer den Calcul noch nicht angestellt hat), wenn man annimmt, daß Goethe eine halbe Million diesem Zwecke geopfert hat, wogegen es eigen absticht, wenn ein Casanova dem König Friedrich II., der ihn mit einer kleinen Besoldung anstellen wollte, verächtlich zurief: Sire, j'ai mangé une million! So gab es denn auch kaum eine Disciplin, wo Goethe nicht zu Hause gewesen wäre; auch sein bescheidenes Ablehnen eines Verhältnisses zur Geschichte, Musik und Mathematik war eben allzubescheiden; freilich aber war es Goethe mehr um ein harmonisches Abrunden seiner Weltanschauung als um irgend ein Fachwissen zu thun, und trotzdem dürften zu ihm in der Naturwissenschaft auch Fachmänner mit bewundernder Ehrfurcht emporblicken; in der Morphologie war er Darwin's Vorläufer und was die hohe Intuition dieses Götterblickes in der Morphologie und Anatomie anbelangt, wird auch Darwin nie ihm gleich kommen. Ohne Philologe zu sein, besaß Goethe ein reiches Sprachwissen, von seinen mythologischen Kenntnissen gibt des Faust zweiter Theil Zeugniß, der allerdings viel an dichterischem Werth eingebüßt hat, aber weniger durch seine Gelehrtheit als durch das Alter Goethe's. Und so steht denn Goethe auch hier auf der Höhe seiner Zeit und nichts Menschliches ist ihm fremd geblieben.

Aus der Gegenwart ist Mancher zu nennen, dem ein solides und umfangreiches Wissen nicht abzusprechen ist: ich brauche nur einen Gustav Freytag und in allererster Reihe Wilhelm Jordan zu nennen, allerdings Goethe's großartige Universalität findet sich auch bei diesen nicht. Ein anderer Umstand indeß ist zu vermerken. Das Sichherablassen zum Geschmack des Publikums, das Weihrauchstreuen der leidigen Durchschnittsbildung hat so lange gedauert, daß das Publikum nunmehr Alles von sich stößt, was bei seiner Lektüre Nachdenken und Mitdenken beim Leser voraussetzt. Alles muß so glatt wie möglich sein, Gelehrsamkeit und Dichterbegabung gelten allgemein für unvereinbare Gegensätze. Daß man keine Zeile im Dante ohne Commentar versteht, daß Byron, wahrlich ein moderner Dichter im besten und kühnsten Sinne des Wortes, seinem Child Harold ein ganzes gelehrtes Notenwerk angefügt hat, wird dabei nicht in Erwägung gezogen, ebensowenig, daß es noch keinen wahrhaft großen Dichter gegeben hat, der nicht das gesammte Wissen seiner Zeit inne gehabt hätte, das ist schon bei dem harmlosen Homer nachweisbar, das war bei Pindar der Fall, das ist Shakespeare und Calderon nicht abzusprechen. Schon zu Goethe's Zeiten muß dieses Vorurtheil bestanden haben, denn er läßt sich also vernehmen:

„Denn bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verstehn,
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehn."

Ja, diese Denkscheu geht soweit, daß ein Gedicht, ein Aufsatz, ein Buch, worin man eine Stelle mehr als einmal lesen muß, um sie völlig zu verstehen, als schwerfällig, als stylistisch uncorrect angesehen wird, so werden denn auch in unserm Sprachgefüge die schwierigern Konstruktionen aufgelockert, ein Satz womöglich in kleine Sätzelchen zerhackt,

alles soll niedlich und zierlich, alles wasserklar und wasserhell sein und da gibt es ein Tänzeln und Schaukeln, ein Gekritzel und Gewitzel, daß es seine Art hat. Namentlich kann der sonst ehrenwerthen Journalistik und insbesondere der Feuilletonistik der Vorwurf nicht erspart bleiben, diesen ausschließlichen Standpunkt der Liebenswürdigkeit zuerst aufgebracht und festgehalten zu haben. So ist es gekommen, daß man in deutschen Landen jetzt überall nur dem Leser nach dem Munde reden will.

Als Goethe seine dichterische Laufbahn begann, war es Mode, um des Beifalls der Deutschen sicher zu sein, sich nach Möglichkeit seiner Deutschheit zu rühmen und das Vaterland als das Heilichste und Erhabenste zu verherrlichen. Klopstock hatte diesen Ton, der ihm vom Herzen ging, zuerst angeschlagen, das Bardengeheul der Denis, Gerstenberg, Kretzschmann folgte nach, selbst Schiller wollte aus Deutschland eine Republik machen, gegen welche Athen und Sparta nur Nonnenklöster gewesen wären. Nur Lessing hatte das Vaterlandsgefühl viel zu eng und beschränkt gefunden, um eine Mannesbrust ganz auszufüllen. Auch Goethe hielt es für würdiger, an der innern Erhebung Deutschlands zu arbeiten, an dem rauhen deutschen Idiom zu meißeln und zu feilen, bis er es zu klassischem Gedankenausdrucke gebändigt. Oft genug hat er daran verzweifelt („Ein deutscher Dichter wär' ich geworden, hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt"), endlich aber ist es ihm im Verein mit den andern außerordentlichen Männern, welche damals um die Wette sich die Vervollkommnung unseres Schriftwesens angelegen sein ließen, gelungen, die deutsche Literatur den andern Literaturen der gebildetsten Nationen Europa's ebenbürtig zu machen. Niemals aber hat er sich auf den Patrioten gespielt, nie ist er in die politische Arena hinabgestiegen, und die Menzel und Börne haben ihn in ihrem thörichten Feuereifer oft genug darüber verketzert. Auch Schiller wurde nach und nach durch Goethe's Beispiel in diese Bahn gelenkt. Und als am Abende seines Lebens die stille Hoffnung und das gewaltige Streben seiner Jugend in vollreife Erfüllung ging, als die deutschen Klassiker in die fremdländischen Sprachen übersetzt wurden, als Thomas Carlyle von Schottland seine und seiner Landsleute begeisterte Grüße schickte, da gab denn auch Goethe diesem seinem erreichten Ziele den weihevollen Namen und sprach das große Wort aus: Weltliteratur. Eine gemeinsame Aufgabe, die Veredlung des Menschengeschlechtes, war für Alle aufgefunden, gegenseitige Anerkennung und Aneignung des allenthalben geleisteten Vortrefflichen sollte die Grundlage dieser sich anbahnenden allgemeinen Verbrüderung bilden. Damals war es, wo Goethe voll Glück und Lust, nachdem er die dichterischen Schätze des Orients dem Abendlande zugeführt, für Manzoni in Deutschland das Wort ergriff, Byron bei uns einbürgerte, aus dem Böhmischen, Neugriechischen &c. ins Deutsche übertrug und eine heilige Allianz im erhebendsten Sinne des Wortes stiftete. Deutschland möge es aber nie vergessen, und das heutige vor Allem nicht, daß Goethe damals den Ausspruch that, wir würden noch 500 Jahre brauchen, bis wir es zu einer Kultur gebracht haben.

Von dieser stolzragenden Höhe ist Deutschland — es ist bedauernswerth, dies zugeben zu müssen — seit Goethe's Heimgang tief herabgestiegen. Wenn man gerecht sein will, darf man nicht vergessen, daß gerade unsere literarische Größe den Grund zu unserm literarischen Verfall gelegt hat. Geistig vielleicht am weitesten vorgeschritten, fühlten wir uns materiell bis zu schmählicher Bedeutungslosigkeit zurückgesetzt; es konnte nicht anders kommen, als daß wir mit aller Macht darnach verlangten, auch im Völkerrath eine maßgebende Stimme zu bekommen, und insofern sind alle Verirrungen der Romantik mit ihren christlich-germanischen Velleitäten, alle Tölpeleien des jungen Deutschlands mit seinem liederlichen Freiheitsrausche zum Theile wenigstens gerechtfertigt und Gervinus' Rath, sich von der Literatur ab — und der Constituirung Deutschlands zuzuwenden, vollkommen erklärlich. Seit einem Lustrum sind nun aber die kühnsten Dichterträume Wirklichkeit geworden, Deutschland hat das entscheidende Wort über die Geschicke Europa's, Deutschland steht geeinigt da und hat die Feinde nach außen und innen gedemüthigt. Man sollte nunmehr erwarten, daß es sich zufrieden geben, daß es den seit mehr als 40 Jahren abgebrochenen Faden seiner geistigen Entwickelung wieder aufnehmen werde. Allein es sieht nirgends darnach aus, als wollte es endlich besser

werden. Die nationale Richtung wird noch energischer betont als je vorher, und doch hat die Literaturgeschichte keine große National-Schöpfung zu verzeichnen. Dem Volke wird in den jüngst erschienen Büchern in einer Weise geschmeichelt, die ganz unerhört ist; in Romanen und Schauspielen, welche ganz allgemein angelegt sind, werden gegen den Schluß Situationen bei den Haaren herbeigezogen, um den Wendepunkt der Handlung durch die glorreichen Ereignisse von 1870—71 eintreten zu lassen, so in Paul Heyse's „Im Paradiese", so in Wilbrandt's „Wer sucht, der findet". Und doch, wen feiert die Nation? Welche sind ihre nationalen Dichter? Es sind die Kosmopoliten. Und haben die deutschen Schriftsteller noch wie vor hundert (nein, wie vor dreißig) Jahren die Führerschaft Deutschlands? Ich fürchte, daß selbst die optimistischesten unserer Autoren die Frage mit keinem herzhaften Ja beantworten werden.

Die Schatten der homerischen Unterwelt müssen erst Blut trinken, bevor sie auf einen kurzen Moment zu einer Art Scheinleben gelangen. Mit den Manen großer Männer ist es anders. Je länger ihre Urbilder dem Reiche des Lichtes entrückt sind, desto tiefer, desto unwiderstehlicher sind ihre Wirkungen. Als im Jahre 1849 Goethe's hundertjähriges Jubiläum gefeiert wurde, war die Theilnahme Deutschlands, welches damals eben die modernen Geleise betrat, eine auffällig geringfügige. Heute sind wir durch zahllose Enttäuschungen eines Bessern belehrt. Möge Goethe's Geist, der sich am nachhaltigsten der Nation eingeprägt, uns wieder mit milder Klarheit leuchten und der deutschen Kultur aus der wirren Gegenwart in eine verheißungsreiche Zukunft die Wege zeigen.

Eine literarische Reise.

Plaudereien

von Hieronymus Lorm.

Der Anhänger des Propheten will nicht sterben, ohne einmal in seinem Leben in Mekka gebetet zu haben. Ein gebildeter Deutscher will nicht sterben, selbst wenn er kein Poet ist, also nicht auf Unsterblichkeit Anspruch macht, ohne einmal in seinem Leben in Weimar die klassische Literatur-Periode angebetet zu haben.

So dachte ich lange schon und harrte des günstigen Augenblicks, der es auch mir vergönnen sollte, die fromme Pilgerfahrt anzutreten. Ich prüfte Wind und Wetter, Meer und Himmel, sowie das Fahrzeug, das mich tragen sollte, oder, um diesen Anfang einer romantischen Epopöe in die historische Wahrheit des literarischen Realismus zu übersetzen: ich zählte meine Barschaft. Sie eignete sich insofern zu dem Unternehmen, als sie das Maß des von deutschen Eisenbahnen zugestandenen Freigewichtes keineswegs überstieg.

Ich kam mir sehr edel und großartig vor, als ich mit so leichten Schwingen zum Flug ansetzte, weil ich nicht im geringsten im Sinne hatte, die Reisemittel durch die Reise selbst zu vermehren d. h. über diese zu schreiben. Eifere ich doch seit Jahren gegen die gewerbsmäßig betriebene Pietät jener Bücherschreiber, die in Goethe und Schiller „machen". Jeder bedeutende Mann häutet sich von Zeit zu Zeit und läßt die abgelegten Lebensmomente in Gestalt von Briefen oder auch nur als die Erinnerung zufälliger Zeugen in irgend einem Winkel zurück. Diese Bälge mit ihrer eigenen werthlosen „Commentaren" auszustopfen und sie uns dann für den bedeutenden Mann selbst auszugeben, ist das Geschäft der Herren Düntzer und Consorten. Im Naturalien-Cabinet läßt man sich den ausgestopften Tiger wohl gefallen, weil es einige Schwierigkeiten hätte, bis nach Bengalen zu laufen, um ihn in seiner lebendigen Wirklichkeit kennen zu lernen. Der Verstand einiger Leute ist aber von jenen Bücherschreibern in dem Grade verdünnt und verdüntzert worden, um allen Ernstes zu glauben, der Klassiker wäre nicht anders mehr als todt und ausgestopft und nicht in lebendiger Wirklichkeit im nächsten Buchladen aufzutreiben.

Auch über Weimar speziell sind Bücher genug vorhanden. Man hat Goethe, Schiller, Herder, Wieland topographisch nicht weniger als ästhetisch ausgebeutet. Adolf Stahr hat zwei Bände „Weimar und Jena" auf dem Gewissen; „Weimar's Musenhof" ist unzähligemale bald selbstständig, bald episodisch in Memoiren, Correspondenzen und Touristenschriften behandelt. Ich war fest entschlossen, nicht mehr über denselben Gegenstand zu schreiben, um nicht in eine Kette unabsehbarer Citate zu gerathen. Wie jeder Zweig literarischer Thätigkeit, ist in Deutschland auch das Citiren zu wuchernder Fruchtbarkeit getrieben worden und hat ganz überflüssige Bücher und zahlreiche unnütze, um nicht zu sagen nichtsnutzige, Feuilletons hervorgebracht. Und doch ist jedes Citat eigentlich das naive Bekenntniß, daß man schweigen könnte, weil schon ein Anderer gesprochen hat.

Ich war also entschlossen zu reisen und zu schweigen. Wenn ich nun, heimgekehrt, dennoch der Versuchung nicht widerstehe, meine Reise von Dresden nach Weimar zu

beschreiben, nicht blos in Anbetracht des Zweckes, sondern auch der Mittel eine literarische Reise, so hat diese Inkonsequenz denselben Beweggrund wie jede Geschichtsschreibung überhaupt: die Auffassung im Sinne des Augenblicks. Jede Zeit schreibt sich von neuem die schon hundertmal geschriebene Geschichte einer vergangenen Zeit, und was ich heute in Weimar sah, ist gestern noch nicht gesehen worden, weil das Auge, womit es betrachtet wurde, dem gegenwärtigen Moment angehört. Und da ich nur diesen im Gedanken habe, so vermag ich konsequent zu bleiben, d. h. alle Citate aus den Eindrücken früherer Besucher der geweihten Dichterstätten werden sorgfältig vermieden werden.

Mit derselben nachdenklichen Langsamkeit, mit welcher der Entschluß zur Reise gereift war, trat ich sie auch an, indem ich mich von einer Droschke an den Bahnhof bringen ließ. Hätte ich aber ahnen können, daß sich diese nachdenkliche Langsamkeit auf der Eisenbahn selbst fortsetzen werde, so würde ich auch diese Fahrt lieber mit der Droschke gemacht haben. Bei Riesa ist schon seit langer Zeit die Brücke zerstört. Die Reisenden werden gezwungen das Coupé zu verlassen und einen langen Weg bis zur „Dampffähre" und von dieser wieder bis zur Haltestelle des Zuges zu Fuße zurückzulegen. Niemand kümmert sich, wie sie, auf die Karavanen-Wanderung nicht vorbereitet, die Last ihres Handgepäckes über die lange Strecke schaffen werden, denn Träger und hilfsbereite Schaffner sind nicht zur Hand und lassen sich nicht im Traume einfallen, daß bei dieser Gelegenheit etwas zu verdienen wäre, so wenig, wie es der Eisenbahn-Direktion einfällt, daß sie im modernen Kulturleben auch eine allgemein menschliche Mission hat und nicht blos für couponschneidende Banquiers, sondern auch im Gegentheil für die Humanität sorgen muß! Ist es aber nicht unmenschlich, Frauen und Kindern, alten schwachen Männern ungewohnte Bürden aufzunöthigen?

In Leipzig hatte ich die Reise abermals zu Fuße fortzusetzen, um mich erst auf dem thüringischen Bahnhof wieder in einem Waggon niederzulassen. Nach der Fahrt von kaum einer Stunde mußte auch dieser Ruhesitz wieder verlassen werden; der aus Halle zu erwartende Zug war zu besteigen. Dieser dreimalige Waggonwechsel mit inzwischen zurückzulegenden Fußwanderungen zwischen Dresden und Weimar, also auf einer Strecke von fünf Eisenbahnstunden, in einer Zeit, in der man in Venedig das Coupé besteigen kann, um es erst in Paris wieder zu verlassen, ist eine Vorbereitung auf das kleinstädtische und kleinstaatliche Ziel der Reise. Bevor es erreicht wird, hat man noch im Preußischen herzerquickende Eindrücke. Naumburg sieht sich vom Bahnhof aus so hübsch an, Kösen wird vom Nimbus der Vorstellung umgeben, daß es ein modernes Bad sei und Weißenfels, das seine reizenden Gärten und romantischen Flußpfade bis an die Bahn vorschiebt, erweckt literarische Reminiscenzen an Adolph Müllner, der dort als grimmiger kritischer Höllenrichter hauste und so stolz war auf seinen Doktortitel, daß er einst dem Buchhändler Vieweg in Braunschweig, der in einem Briefe an Müllner jenen Titel vergessen hatte, ganz entrüstet antwortete: „Ich verlange mit allen meinen Würden angesprochen zu werden, ich lasse, wenn ich Ihnen schreibe, auch niemals das Vieh weg."

Nun aber kamen wir ins Weimarische. Symbolisch für die Kleinheit der Verhältnisse war mir das Gespräch einer mitreisenden Frau, die überall den Diminutiv anwendete. Sie hatte in Leipzig ein „Droschkchen" bestiegen, sie wäre gerne in Kösen geblieben, um ein altes „Krankheitchen" los zu werden, allein sie hatte im Weimarischen ein „Cousinchen". Ich hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken, wie sie die schon vom Sprachgebrauch in diese Liebkosungsform eingefügten Substantive behandeln würde, z. B. Mädchen oder Märchen denn bald nahm mich die reale Wirklichkeit der Umstände in Beschlag, unter welchen ich vom Bahnhof in Weimar bis in das Hotel „zum Erbprinzen" gelangte. Hier, wo alles Kleinliche in der Größe der Preise überwunden ist, genoß ich vor Allem „die beste Speise an des Lebens Tisch", den Schlaf, glücklich im Bewußtsein, daß die Athemzüge nicht auf die Rechnung kommen.

Menschenleer und denkmalsvoll ist es auf den schönen großen Plätzen Weimars. Ueberall erheben sich wie Pyramiden in der Wüste die hehren Gebilde aus Stein und

Erz und nicht selten ist man der Meinung, daß es besser gewesen wäre, hier und dort statt eines Denkmals einen Menschen zu setzen! Einst hieß es von Weimar, es hätte 10,000 Poeten und einige Einwohner. Jetzt hat es die Poeten nicht mehr, aber wie es scheint auch die wenigen Einwohner nicht. Früher hatte ich keine Ahnung, daß solche Einsamkeit, die sonst nur versteckte Thäler und Gebirgsdörfer aufsucht, auch in einer Haupt- und Residenzstadt wohnen könne. Ein Engländer könnte hier auf den Gedanken kommen, ein Verbrechen auf öffentlicher Straße zu begehen, um es vor der ganzen Welt verborgen zu halten. Einem poetisch gesinnten Fremden ist jedoch diese Stille und Verlassenheit auf den Straßen und Plätzen Weimars nichts weniger als unangenehm. Die Stadt wird dadurch aus dem Verkehrsleben und Markttreiben der realen Gegenwart hinausgehoben und ein durch und durch stimmungsvoller Rahmen für die Gedenkbilder der hingeschiedenen Dichtergeister.

Einen andren Vortheil gewährt diese Vereinsamung dadurch, daß sie die wenigen Gestalten, die dennoch auftauchen, in ihrer Vereinzelung die Anmuth und Kraft des thüring'schen Menschenschlages um so deutlicher erkennen lassen. Wer namentlich aus Sachsen kommt, dem nur eine zufällig zur Tradition gewordene Bosheit den Reim angethan haben kann, daß dort „die schönen Mädchen wachsen" — aus Dresden, wo jedes weibliche Wesen über die Existenz dessen, der es gerade betrachtet, unversöhnlich pikirt zu sein scheint, dem lacht hier die Frische und Fröhlichkeit der Frauen und Mädchen aus dem Volke, ihr elastischer Gang, ihr kräftiger Gliederbau gewinnend in das Herz. Ja, in Weimar ist es leicht und ist es auch gut, sich zu verlieben. Denn man hat es überall so bequem, mit der Geliebten einsam und allein zu bleiben. Wenn ich nur wüßte, was hier die Spatzen auf den Dächern zwitschern! Wo nehmen sie Stoff dazu her? Beharrlich fliegen sie um die Nasen der steinernen Dichtergestalten und ich zweifle nicht, daß sie sich noch heute von den Geheimnissen des Verkehrs zwischen Goethe und Frau von Stein als vom Allerneuesten unterhalten ....

Bei so totalem Mangel an Lärm und Leben der Gegenwart schien es mir „wunderlich", daß hier doch auch nach dem Erlöschen der klassischen Periode und bis in unsere Tage hinein Dichter leben und wirken mochten. Dies ist nicht die Einsamkeit, welche den Dichter berauscht und beflügelt, weil er neue Gestalten in sie hinein schafft; dies ist die Einsamkeit, die ihn ernüchtern und lähmen muß, weil sich die alten, längst überkommenen Gestalten wie Gespenster in ihr bewegen. Ist man täglich an die Weltbedeutung und die Welterfolge der klassischen Schöpfungen erinnert, wie kann man den Muth haben, nach Gleichem zu streben — und besonders in einer Zeit, die sich an den Lesetisch setzt, wie sich ein Monarch nach aufgehobener Hoftafel bei einem Besuch in der Kaserne an den Tisch der Soldaten setzt, um ihr Commißbrot zu verkosten. Es geschieht mit demselben Appetit, den das Publikum in Deutschland den meisten neuen Erscheinungen in der Literatur entgegen bringt, nachdem die klassische Hoftafel aufgehoben ist. Wenn es dennoch seitdem Dichtungen genug gegeben hat, die „Glück" machten, so muß man bedenken, daß in der Welt der Eleganz und der Mode auch sehr häufig — ohne Appetit gegessen wird.

Was ich mir in Weimar mit Lust und Liebe geschrieben denken könnte, wären eben nur dichterische Verherrlichungen unserer Klassiker. Hier könnte Gutzkow seinen „Königslieutenant", obgleich der Schauplatz Frankfurt, Laube seine „Karlsschüler", obgleich der Schauplatz Stuttgart ist, gedichtet haben. Und die Stoffe, zu denen ein Dichter die richtige Stimmung von einem Wohnsitz in Weimar empfangen könnte, sind keineswegs erschöpft. Vor einem Jahre etwa, und wie geschaffen, um bei der Säcularfeier des Goethe'schen Eintritts in Weimar gelesen zu werden, erschienen Familien- und Geschäftsbriefe des ehemaligen Ministers von Friesen, mit Unterstützung des großherzoglichen Archivs von einem Freiherrn von Beaulieu herausgegeben, dessen Gattin, wie ich erfuhr, direkt von jenem Minister abstammt. Für den aufmerksamen Leser entwickelt sich der Hergang, wie Goethe endlich unangefochten in Weimar bleiben konnte, fast von selbst in dramatischer Gestalt.

Da ist der junge Herzog Karl August, energisch und hochgesinnt, den Geist verehrend und die Welt verachtend. Er hat eben erst die Zügel der Herrschaft aus den

Händen seiner Mutter empfangen, die bis zu seiner Mündigkeit die Regentschaft geführt hat. Gerne legt sie die Last und die Verantwortlichkeit der Staatsleitung nieder und zieht sich auf ihren Wittwensitz zurück, weil — „der Doktor Goethe“ am Hofe mächtig zu werden droht. Ihre Gesinnung theilt und vertritt dem Herzog gegenüber der langjährige und verdienstvolle Minister v. Friesen, der seinen ganzen Abscheu vor dem hergelaufenen Genie in die Betrachtung zusammendrängt, daß der Mensch, den der Fürst ohne weiteres dem „Conseil“ beizieht, bisher noch nicht einmal Amtmann gewesen ist. Horreur! Was kann v. Friesen Anderes thun, als seine Demission einreichen? Der Herzog möchte um keinen Preis dem Lande einen so nützlichen Staatsdiener entzogen wissen, andererseits ebensowenig den jungen Freund aufgeben. In diesem Zwiespalt entwickelt der junge Regent eine sonst bei Fürsten ungewöhnliche Einsicht, Charakterstärke und geistige Kraft. Allein der betagte Minister besteht hartnäckig auf Entlassung, womit er ja insgeheim weiß, im Sinne seiner alten Gönnerin, der Herzogin-Mutter, zu handeln. Eine letzte Erklärung dem Herzog gegenüber soll diesem keinen Zweifel darüber lassen und v. Friesen ist dazu um so mehr entschlossen, als die Herzogin wieder einmal in Weimar erschien und ihn dabei unterstützen wird. Allein sie hat bei dieser Gelegenheit den Doktor Goethe kennen gelernt — und nun sieht sich der Minister mit Eins auch von ihr verlassen. Sie will nicht mehr, daß der junge Freund des Herzogs ausscheide. Friesen bleibt, Goethe bleibt. Jenen hat nicht lange darauf das Alter beseitigt; dieser — wird seine Stelle niemals verlieren.

An diese Geschichte dachte ich bei meinem ersten Ausgang in Weimar, während ich noch ziellos umherwanderte, um die Physiognomie der Stadt kennen zu lernen, ohne einen bestimmten Gegenstand seiner Bedeutung nach ins Auge zu fassen. Die Inschriften an den Häusern aber sorgen für rechtzeitige Erinnerung an das Einzelne. Am bequemsten hat es sich der todte Herder eingerichtet, um dem Gedächtniß der Nachwelt, den Wanderfüßen des aus Pietät Reisenden nicht beschwerlich zu fallen: seine Wohnstätte, sein Grab und sein Denkmal stehen dicht beisammen. Die Wohnung ist noch bis heute die seiner Amtsnachfolger, der Oberhofprediger und Superintendenten; das Grab ist in der Stadtkirche und hinter derselben das Standbild. Es ist ein weiter Weg zwischen Weimar und Königsberg, dennoch stellt die Phantasie dem Denkmal Herder's das Kant's gegenüber, dem Traum nachhängend, daß sich die Gebilde der großen Feinde über ihre gegenseitige Existenz-Berechtigung unterhielten. Könnte ihr Geist in diese Form ihrer Leiblichkeit fahren, die beiden Denkmäler würden sich jetzt die Hände reichen und der kleine lebendige Mann der Gegenwart, der zu diesem Akt verspäteter Freundschaft emporsähe, hätte daran ein Wahrzeichen für die Einseitigkeit und Hinfälligkeit der Meinungen, Urtheile und Richtersprüche auch in den Größten des Menschengeschlechtes.

Ein Haus, ein Platz und ein Denkmal tragen den Namen Wieland's, der gewiß jedem sinnigen Deutschen theuer ist, so lange er der lateinischen und französischen Sprache nicht mächtig ist. Wenn man einmal zum Horaz keine Uebersetzung mehr braucht und einige Franzosen des 18. Jahrhunderts gelesen hat, dann bleibt von Wieland wenig mehr übrig als der „Oberon“, der König der Elfen ohne Weber'sche Musik. An diesem aber wahrlich genug! Der literarische Himmel scheint einige Gerechtigkeit in sich zu schließen. Er gab den Deutschen zur Entschädigung für das langweilige Ungeheuer, die „Messiade“, den „Oberon“, und wenn es wahr ist, was Einige behaupten, daß Wieland dadurch der deutschen Poesie den Reim gerettet hat, indem er ihn den vernichtenden Händen Klopstock's noch glücklich entriß, so hat er uns im Grunde ein deutsches Epos überhaupt erst geschaffen. Wenn die deutschen Literaturzeitungen den Muth hätten, statt ausschließlich den Novitäten des Buchhandels zu dienen, die meist schon gestorben sind, wenn der Kritiker erst ihr Leben anzeigt, dem Publikum in jedem Quartal die alten Sachen in Erinnerung zu bringen, die es wieder lesen soll, so würden Tausende, die „Oberon“ nur literaturgeschichtlich kennen, mit herzinnigem Behagen das Gedicht Wieland's in den Kreis ihrer lebendigsten Unterhaltung ziehen. Wie entzückt von dem Gedicht war nicht Goethe, der unter seinen mannichfachen großen Eigenschaften auch die hatte, lesen zu können, was, um einen Vorzug auszumachen, weder ein Blättern noch

ein kritisches Prüfen sein darf, sondern vorerst nur eine naive, kindliche Hingebung an den Gegenstand.

Mich faßte bei diesen Gedanken Sehnsucht nach den Weimarischen Goethe-Erinnerungen. Dennoch brachte ich es nicht über mich, um den Eintritt in das Goethehaus mich zu bewerben, das nicht wie das Schillerhaus Jedermann zu jeder Zeit offen steht. Scham und Stolz halten die wahre Pietät ab, zu der Huldigung, die sie leisten möchte, erst die Erlaubniß nachzusuchen. Wer würde bei der gestrengen Gouvernante der Geliebten erst „Permission" erbitten, der letztern einen Liebesbrief schreiben zu dürfen? Ich begnügte mich also mit dem äußern Anblick des im Verhältniß zu der ganzen Straße, in der es liegt, der Schillerstraße, recht stattlich anzusehenden Hauses. Ich konnte mich auch mit den Empfindungen vollauf begnügen, die bei hinreichender Kenntniß von Goethe's Leben und Verkehr, der äußere Anblick des Hauses allein schon erweckt. Hier war er Excellenz, Dichter, Leser, Kritiker, Theaterdirektor, Gesellschafter und Freund und hier ist er gestorben. Ueber diese Schwelle traten Schiller und die beiden Humboldt zu ihm heran; jener hat hier auch einige Wochen gewohnt. Hinter diesen Fenstern tobte ein zwölfjähriger Knabe, der später Mendelssohn-Bartholdy hieß, dem die Stille über Alles liebenden Goethe eine seiner ihn entzückenden Ideen vor. Hier wurden unter Anderem „Hermann und Dorothea" und „die Wahlverwandtschaften" geschrieben. Wie oft stieg er vor diesem Hause in den Wagen, um in Begleitung Eckermann's die Erfurter Straße entlang zu fahren! Um aber erst vor diesem Hause all der Frauen zu gedenken, die hier aus- und eingingen, hätte ich von einem der Denkmäler Weimars die Geduld und die Dauer des Stehens entlehnen müssen.

Des braven Eckermann freute ich mich besonders, als ich vom Park aus Goethe's Gartenhaus erreichte. Eckermann hat die Lage, die Umgebung, die eigenthümliche Natureinsamkeit dieses tief zu Gemüthe sprechenden Erinnerungspunktes so vortrefflich geschildert, daß nur mein Vorsatz, nicht zu citiren, mich abhalten kann, mit seinen Worten zu sprechen. Sie würden aber auch nicht ausreichen. Denn der seltsame Ruhegenuß, der Wahn völliger Weltabgeschiedenheit an einer eigentlich noch zur Stadt gehörenden Stelle, sie lassen sich erst in der Gegenwart recht empfinden und begreifen, die der Dichterseele ein früher nie so heißes und intensives Bedürfniß nach der Flucht von Welt und Menschen zuführt.

In Wald, Wiese, Fluß und himmlisch reiner Luft stellt sich hier die Goethe'sche Lyrik gleichsam als Gestalt realer Elemente vor, wie nur wenige Minuten von dieser Stelle entfernt, die allen Reichthum irdischer und poetischer Lebensfülle spiegelt, ein kleines Plätzchen, die sogenannte Schillerbank, zum Schloßpark gehörend, vom erhabenen Pathos der Entsagung erfüllt zu sein scheint. Der Sitz aus Baumrinden ist so unbehaglich wie es das Dichterleben selbst war, an das er erinnert. Auf diesem Sitz hat man rechts tief unten, so entfernt wie den reichen Strom des Lebens selbst, die Ilm, im Angesicht aber die untergehende Sonne. Hier ist keine Zuflucht bei plötzlich eintretendem Unwetter zu sehen und wie ein solches, vom Schicksal herbeigeführt, konnte der lange Heimweg erscheinen in das unansehnliche Häuschen mit den kleinen Vorstadt-Fenstern, in welchem Schiller wohnte. An der Schwelle dieses Hauses standen Goethe und Schiller im Aprill 1805 zum letzten Male im Gespräch beisammen.

Ich stieg mit seltsamen Gefühlen die schmalen Treppen empor, über die man vor 71 Jahren die Leiche Schiller's bei Nacht und Nebel hinabgetragen hatte. Im ersten Stockwerk haust jetzt ein Zweig-Verein der deutschen Schillerstiftung; eine Treppe höher liegt das Arbeits- und Sterbezimmer des Dichters. Im düstern Winkel hinter dem Schreibtische steht noch dasselbe schmale Bett, auf welchem er den letzten Seufzer ausgestoßen, nachdem er erst noch ein Glas Champagner getrunken hatte, ein stillschweigendes Eingeständniß, daß für einen deutschen Dichter der Abschluß des Lebens ein Freudenfest ist!

Eine Frau, die hier den Fremden umherführt, ging über die gewöhnliche Ciceronen-Suade hinaus. Zufällig angeregt, von ihren persönlichen Schicksalen zu sprechen, nannte sie die Stätte, an der sie jetzt selbst wohnte, ein Unglückshaus.

In der That, die seltsamen Gefühle, deren ich oben erwähnte, bilden sich hier wesentlich zu solchen der Trauer heraus. Dürftig, klein und elend ist diese Behausung mit der niederen Decke, die über einem so hohen Haupte ruhte, mit den Fensterchen, durch die ein weltumfassender Blick hinausdrang. Es war nicht Geld genug zu einem anständigen Begräbniß im Hause. Lautlose Stille herrschte an dem Abende, als man den Hingeschiedenen von dannen trug, als hätte man eine üble That zu verbergen. Keine Trauermusik, keine Leichenrede, nichts ließ sich vernehmen, nicht einmal das Gewissen Deutschlands pochte. Aber drei Tage nach dieser Bestattung kam die Großherzogin in das Haus der Wittwe und weinte.

Ich gestehe, daß mir unter dem Eindrucke dieser Reminiscenzen der Sarkophag Schiller's in der Fürstengruft nicht mehr am rechten Platze zu sein schien. Im Tode ruht er neben den Betitelten, warum durfte er neben den viel Geruhenden nicht auch einmal im Leben ruhen, statt sich krank zu arbeiten, oder, wie Johannes Scherr sagt, der Küche das Geld zu entziehen, das er für die Apotheke brauchte. Ich hätte lieber den Holzsarg gesehen, aus dem man gerade vor fünfzig Jahren, 1826, seine Gebeine genommen hat, um sie in den Sarkophag der Fürstengruft zu legen. Sein Kopf wollte auch bei diesem Akt nicht mehr gegenwärtig sein. Man kennt die Geschichte von Schiller's Schädel. Der Dichter hätte volksthümlich würdiger, herzansprechender auf dem allgemeinen Weimarer Kirchhof neben Lucas Cranach und dem Märchendichter Musäus geruht.

Ueberhaupt wollte mir der Anblick der Dichtersärge in der Fürstengruft eine tragikomische Inschrift nicht aus dem Sinne bringen, die ich einst auf dem Grabstein eines Wiener Friedhofes las. In Wien waren bis zum Jahre 1848 die Juden im allgemeinen nicht geduldet. Nach dem Gesetze durften sie in dieser Stadt kein Haus besitzen und nicht einmal eine Wohnung zu bleibendem Aufenthalte miethen. Eine Ausnahme wurde jedoch mit einigen durch Reichthum oder Verbindungen bevorzugten Judenfamilien gemacht, sie durften in Wien ansässig sein. Diese Ausgezeichneten hießen die — Tolerirten. Und dieses demüthigende Wort, welches das ursprünglichste aller Menschenrechte, das zu existiren, als abhängig von gnädiger Duldung bezeichnet, das Schmachwort Toleranz war für die Wiener Juden ein Ziel des Ehrgeizes geworden, sie waren stolz wie auf einen Orden oder Adelsbrief, wenn man sie — Tolerirte nannte. Und so las ich denn auf einem Grabstein des Wiener Juden-Friedhofes unter dem Namen des Todten statt anderer Titel die merkwürdigen Worte: „Allhier tolerirt".

Auf dem Friedhof tolerirt: Wahrlich, man kann nicht bescheidener in seinen Ansprüchen an die Ehren der Welt sein. Und „Allhier tolerirt" kam mir auch bei dem Dichtersänger in der Fürstengruft nicht aus dem Sinne. Sie liegen nicht in gleicher Reihe mit den Särgen der großherzoglichen Dynastie, sondern in einer gewissen Absonderung. Gleichviel! Wer wird rechten darüber, wie sich Staub zu Staub gesellschaftlich verhält. Ich dachte vor diesen Särgen an eine geistreiche Aeußerung Grillparzer's, der ich auch dort in meinen Gedanken Vers und Reim gab:

„Keinen zieh dem Andern vor,
Beide sind zu loben:
Schiller hob uns hoch empor,
Goethe kam von oben."

Bin ich bisher den verlockendsten Citaten aus der reichen Literatur über Weimar sorgfältig aus dem Wege gegangen, so müßte ich bei Mittheilungen über die Dichterzimmer im großherzoglichen Schlosse, über das Karl-August-Denkmal, das erst seit einem Jahre sich erhebt, über den Theaterplatz mit dem Doppelstandbild aus Meister Rietschel's Hand zu Citaten aus dem „Fremdenführer" herabsinken. Das Theater hatte bereits seine Sommer-Ferien begonnen und der äußere Anblick des Hauses ist unansehnlich genug. Es ist nicht mehr dasselbe Haus, in welchem Goethe dem „Hund des Aubry" wich und das 1825 abbrannte. Allein es steht an derselben Stelle. Aus der Geschichte des abgebrannten Hauses ist ein kleiner Charakterzug Goethe's wenig bekannt geworden, denn der Zug gehört zu den Kinder-Erlebnissen eines alten Schauspielers, der seinen aufgezeichneten Erinnerungen keine große Verbreitung zu geben wußte. Als Junge von

zehn Jahren wohnte er der Aufführung eines Ritterschauspiels im Weimarer Theater bei und im Hintergrund des Parterre stehend bemühte er sich vergebens, die Herrlichkeiten auf der Bühne genau zu sehen. Er stieg endlich auf die letzte Bank, den Kopf an die Wand unterhalb der Mittel-Loge lehnend. Diese war für Se. Excellenz, den Staatsminister v. Goethe bestimmt, der auch im Laufe des Abends in Begleitung seines Sekretärs in die Loge trat und mit all der feierlichen Grandezza, die er in seine äußere Erscheinung zu legen wußte, Platz nahm. Als er aber den Jungen unter der Loge gewahrte, der noch immer halsverrenkende Anstrengungen machte, damit ihm von den Dingen auf der Scene nichts verloren gehe, da übermannte der Dichter den Minister. Goethe bog sich hinab, zog den Jungen an den Armen in die Höhe und setzte ihn auf die Brüstung der Loge, daß die Beine hinunterbaumelten. So saß der Junge den ganzen Abend, aller staatsministerlicher Würde zum Trotze, amüsirte sich prächtig und Goethe hatte daran sein Vergnügen.

Weimar hat, so viel ich in mehreren Tagen meines Aufenthaltes entnehmen konnte nur drei Droschken. Der Fremde muß sich zur Fahrt in die Umgebung eine besondere Equipage miethen. Man ist aber froh, zu dieser Vornehmheit gezwungen zu sein, denn vornehm ist auch der Eindruck, den man von Belvedère, Ettersburg und Tiefurt empfängt, diese Namen sagen dem Kenner Goethe'schen Lebens und Dichtens schon unendlich viel und die Gärten sind überall so feierlich schön, als wollten sie die Dekoration zu Goethe's „Tasso" bilden. Besonders bewegt die Fahrt über Oberweimar nach Tiefurt das Gemüth, das hier die Schönheiten lebendiger Natur und unsterblicher Poesie in einander verschwimmen zu sehen wähnt. Man wird sich aber bewußt, daß die Augen, die der Poet nach Weimar bringt, nicht die der übrigen Welt sind, wenn man erfährt, daß der russische Czar, als er im vorigen Jahre den großherzoglichen Hof besuchte, nichts Besseres wußte, als im Park von Tiefurt — Tauben zu schießen.

Bayreuther Tagebuchblätter.

Von Oscar Blumenthal.

Es ist doch recht bedauernswerth, daß die Eisenbahn-Direktionen nicht im Interesse des Publikums die Verfügung getroffen haben:

„Den nach Bayreuth fahrenden Passagieren ist es strengstens verboten, Stöcke, Hausschlüssel und andre Waffen in den Waggon mitzunehmen.“

Mir ist es nämlich trotz meiner glühenden Wagner-Begeisterung auf der Fahrt recht übel ergangen. Im Gespräch mit zwei Patronen ließ ich die Bemerkung fallen:

„Richard Wagner ist nach meiner Ansicht neben Beethoven der größte Musiker, den Deutschland gehabt hat.“

„Was — Sie stellen Beethoven ihm gleich?“ schrien darauf die Patrone wie aus einem Munde und ehe ich mich wehren konnte, ließen sie ihre Stöcke dermaßen auf meinen armen Rücken niedersausen, daß mir zu Muthe war, als hörte ich die Walküren im Theater singen.

„Wie nennen Sie ein derartiges Verfahren?“ rief ich empört, als ich endlich zu mir kam.

„Eine Uebung im Stabreim“, war die ruhige Antwort.

Das besänftigte mich. Mein Körper allerdings war voll blauer Flecke, aber meine Begeisterung blieb ungetrübt: Ich erlitt ja auch das für Wagner und Vaterland!

* * *

Mein erster Gang in Bayreuth galt dem Wirthshaus zur „Sonne“, wo sich mir eine merkwürdige Scene darbot. Ein Gast hatte sich nämlich ein Stück Braten und einen Schoppen Wein bestellt, aber da ihm Beides nicht mundete, schalt er in grimmigen Worten den Kellner aus.

„Alberner Alp!“ schrie er ihn an . . . „Deinen Sudel sauf' selber! . . . Schwarzes, schwielichtes Schwefelgezwerg! . . . Fort mit dem Brei: Ich brauch' ihn nicht! . . . Mit Pappe back' ich kein Schwert! . . . Räudiger Kerl! . . . Was bist Du denn anders, als meines Willens blind wählende Kür!“

„Aber verzeihen Sie!“ unterbrach der Kellner. „Es ist guter Rheinwein — Rüdesheimer Gewächs“ —

„Das lügst Du, garstiger Gauch!“ fuhr der Gast fort. „Du sprichst wie ein zullendes Kind! . . . Garstiger Zwicker! . . Spähne briet'st Du im Tigel! . . . Den Nachttrunk richte mir drin und harre zur Ruh'! . . . Feuchtes Gezücht! . . . Kalter, grätiger Fisch! . . . Deinen Quark zergreif' ich mit einem Griff!“

Endlich nahm mich der Wirth zur Seite und frug: „Sie verzeihen — der Herr ist wohl ein Serbe oder ein Eskimo, der Sprache nach zu urtheilen?"

„Aber, Herr Wirth!" erwiderte ich mit überlegenem Lächeln. „Er citirt ja nur wörtlich aus dem ‚Ring des Nibelungen!'"

* * *

Die Herrenmode des nächsten Jahres werden wohl Hüte à la Tarnhelm sein. Man traut sich nur noch nicht recht heraus, weil sich das so verhängnißvoll auf Narr'nhelm reimt.

* * *

Wie man sich nur darüber wundern konnte, daß ein Erscheinen im Frack allgemein gewünscht wurde! Hat doch schon Anastasius Grün die Nothwendigkeit dieser Kleiderordnung für die Bayreuther Tage vorausgesehen, als er sein Buch schrieb:

„Die Nibelungen im Frack."

* * *

Gestern machte ich schon in früher Morgenstunde eine Wanderung nach dem Hause „Wahnfried", wo bekanntlich Wagner's „Wähnen Frieden fand". Zu meinem Erstaunen fand ich vor der Thür zwölf Patronatsherren in feierlichem Gala-Anzug.

„Worauf warten die Herren?" frug ich.

„Wir sind gekommen", antworteten sie, „um dem Meister . . . . die Stiefeln zu putzen!"

„Welch entzückender Gedanke!" rief ich begeistert. „Ich darf mich doch zu Ihnen gesellen?"

„Wie Sie wollen."

Und so standen wir denn einige Stunden lang in seliger Erwartung. Leider stellte sich später heraus, daß das Dienstmädchen bereits die heiligen Stiefeln gereinigt hatte, und so mußten wir tiefaufseufzend mit trockner Bürste wieder abziehen.

* * *

Von den Reisebegleitern, die mich durchgeprügelt haben, hat den Einen bereits die Nemesis ereilt: Er hat sich gestern den ‚Ring des Nibelungen' laut vorgelesen und dabei die Zunge gebrochen.

* * *

Neuester Beschluß der Wagnervereine:

„Wir befinden uns nicht mehr im Jahre 1876 nach Christi —, sondern im Jahre 63 nach Wagner's Geburt und also sei fortan die Zeitrechnung von Geschlecht zu Geschlecht."

* * *

Es ist mir nun doch klar geworden, daß man sich in Bayreuth gar nicht vorsichtig genug ausdrücken kann. Als der Meister nämlich in seiner offnen Equipage aus dem Theater fuhr, sagte ich zu einem neben mir stehenden Patron:

„Wie herrlich doch in diesem Augenblick der Vollmond auf Wagner herunter sieht!"

„Sie wollen wohl sagen: Zu ihm herauf!" entgegnete der Angeredete und begleitete seine Worte mit einem schmerzhaften Rippenstoß . . .

Aber ich kanns nicht leugnen. Er hatte Recht!

* * *

Wie man hört, wird der Bayreuther Magistrat bei den Wiederholungen der Festspiele im nächsten Jahr ans Stadtthor schreiben lassen:

„Wagnerianer ohne Begleitung eines Wärters haben keinen Eintritt!"

So schmäht man die Jünger des Meisters.

* * *

Ein tiefsinniger Erklärer hat herausgefunden, daß Wotan in Wagner's Dichtung eigentlich „den Willen zum Leben" und Erda „die Schopenhauer'sche Vorstellung" bedeutet. Hat je ein Dichter solche verkleideten Begriffe aufs Theater gebracht? — Nein! Aber Wagner hat's gethan und ich werde in seine Fußstapfen treten. Ich lasse als Opernheld nächstens den „Satz vom zureichenden Grunde" auftreten — die zehn Kategorien empfangen ihn mit einem Chorgesang — mit der dritten logischen Figur singt er dann ein Liebesduett — und im Zweikampf mit dem transcendentalen Realismus lasse ich ihn tragisch enden! Möge die Kritik auch dann behaupten, daß ich den Wagner noch überwagnert habe: Der Segen des Meisters wird über mir schweben.

* * *

Mit der musikalischen Bildung der hiesigen Berichterstatter schien es zum Theil übel auszusehen, und wenn es auch schon längst das anerkannte Vorrecht aller Bewunderer Wagner's ist, von der Musik nichts zu verstehen, so hat doch Mancher von diesem Vorrecht einen zu ausgedehnten Gebrauch gemacht. So hatte ich z. B. mit dem Berichterstatter eines Berliner Börsenblattes folgendes Gespräch:

„Was verstehen Sie unter einem schönen Accord?"

„Wenn Einer 50 Procent gibt."

„Wie umfangreich ist wohl Niemann's Stimm-Register?"

„Da müssen Sie einen Registrator fragen."

„In der mir vorliegenden Partitur sind mir übrigens einige falsche Noten aufgefallen."

„Ja, es cursiren jetzt viele."

„Wie denken Sie über Wagner's Verwerthung der Bässe?"

„Ich habe auf Hausse speculirt!" .....

Und das ist ein Apostel des Meisters! — — Ach, es haben sich Unwürdige in die eleusinischen Mysterien eingedrängt.

* * *

Unter den Patronatsherren befindet sich ein Banquier Meyersohn, den ich hoch verehre. Er hat nämlich seinen acht Töchtern — von welchen eine bereits an einen Herrn Abrahamsohn verheirathet ist — die Namen der acht Walküren beigelegt. Welch entzückender Zusammenklang in diesen Namen: Grimmgerde Meyersohn — Roßweiße Meyersohn — Schwertleite Abrahamsohn, geborene Meyersohn . . . Das ist nicht Judenthum in der Musik, das ist Musik im Judenthum!

* * *

Ein hämischer Witzling behauptete jüngst, daß Wagner auch seine Berühmtheit selbst instrumentirt und dabei besonders — die Posaunen beschäftigt habe. Perfide Verleumdung!

* * *

Ich habe die seligsten Augenblicke meines Lebens genossen — der Meister hat mich empfangen! Mein Herz klopfte wie Siegfried's Schmiedehammer, als ich in sein Zimmer trat.

„Was wünschen Sie?" frug er und reichte mir huldvoll den Pantoffel zum Kuß.

„Nur wenige Augenblicke in Ew. Heiligkeit Nähe zu athmen!" antwortete ich mit Schauern der Ehrfurcht.

„Dann bitte — knien Sie Platz!" erwiderte er und bot mir wohlwollend eine Fußbank an.

Und da kniete ich denn! kniete in sprachlosem Entzücken! kniete mit enthusiastischer Innigkeit und meine Beine widmeten so dem Meister aus voller Kniekehle ein Hallelujah, wie es in keiner hörbaren Sprache so beredt möglich wäre!

Ein Wort wurde nicht weiter gewechselt, aber trunken schweifte mein Blick über die Grammatiken und die Lexika, aus welchen Wagner's Nibelungentext — ein Regenstrom aus Felsenrissen — unaufhaltsam hervorgequollen ist. Als ich mich satt gesehen, machte ich sieben Verbeugungen und rutschte dann bäuchlings zur Thür hinaus. Ich weiß jetzt, daß ich nicht vergebens gelebt habe.

* * *

. . . Soweit gehen die Bayreuther Tagebuchblätter, die mir mein Freund Cosimanticus Wagnerokorax zur Veröffentlichung anvertraut hat. Ich komme seinem Wunsche nach, ohne die weihevolle Wirkung seiner Zeilen durch profane Zusätze zu beeinträchtigen.

Wie englische Leitartikel entstehen.

Von H. Beta.

(Aus seinem Nachlaß.)

Mitten in unserem modernen Leben, welches uns täglich eine Menge von Luxusbedürfnissen so zu sagen frei ins Haus und auf den Tisch liefert, als könne es gar nicht anders sein, thun und beantworten wir wohl selten die Frage: wie die Menschen wohl gelebt und sogar Luxus getrieben haben mögen, als es noch keine Cigarren, keinen Kaffee, kein Bairisch Bier, keine Kartoffeln, keine Streichhölzchen und keine Leitartikel gab? Abgesehen von unzähligen anderen jetzt täglich verbrauchten Luxusgegenständen, wollen wir uns bloß an den letztgenannten halten. Bei uns in Deutschland ist der Leitartikel noch ein unentwickeltes und ziemlich unerzogenes, in die spanischen Stiefeln der Preßgesetze und der Polizeiaufsicht eingeschnürtes Kind der Zeit. Aber er macht auch noch nicht einmal von der ihm gestatteten Freiheit den richtigen Gebrauch und bewegt sich ziemlich lehrsam und trocken in Fesseln, die er sich selbst angeschmiedet. Wir müssen ihn wenigstens von letzteren zu befreien suchen und ihm dadurch zugleich die Kraft verleihen, sich die Freiheit vom Staatsanwalt und von gar zu demüthigenden Preßgesetzen zu erobern. Für diesen Zweck ist es gut sich den Leitartikel in dem Lande anzusehen, wo er in der größten Vollkommenheit producirt wird, in England.

Der „leader", wie er jetzt in der „Times" täglich in voller Glorie auf den besten Spalten in typographischer und sprachlicher Vollendung erscheint, ist auch dort noch eine wesentlich moderne Schöpfung. Wer etwa ein Exemplar der „Times" oder des „Morning Chronicle" aus dem Anfange dieses Jahrhunderts in die Hand nimmt, wird vergebens nach diesen stolzen Spalten suchen, die ihm jetzt jeden Morgen so massenhaft zum Frühstück aufgetischt oder sogar für einen Penny im Omnibus, auf allen Eisenbahn- und Dampfschiff-Stationen keck angeboten oder sogar aufgedrängt werden. In diesen alten Zeitungen, kleinen, dünnen, löschpapiernen Zwergen im Vergleich zu den jetzigen Giganten, findet man an Stelle der Leitartikel nur ein paar kahle Zeilen übersichtlichen Inhalts, die sich erst während des letzten Menschenalters zu den jetzt täglich in jeder großen Zeitung vierfach erscheinenden „Essays" ausgewachsen haben, die bei allen Fehlern doch fast immer mit großer literarischer Fähigkeit, mit Kraft, Klarheit und Eleganz geschrieben sind. Und hier wollen wir gleich den wesentlichen Vorzug der englischen Leitartikel vor den deutschen verrathen; letztere sind oft gründlicher, aber es fehlt ihnen der Reiz und die Leseappetitlichkeit der ersteren. Worin liegt das Geheimniß? Wesentlich darin, daß durch die englischen Leitartikel fast immer ein belletristischer Geist mit graciösem Humor spielt. Wir haben uns noch nicht aus dem Gröbsten herausgehauen, um mit Hegel zu reden; wir können es noch nicht wagen, uns in den schweren politischen Kämpfen mit den feinen Cavalierwaffen der Eleganz und Schöngeistigkeit zu schlagen; wir haben auch keine Zeit und keinen Sinn, um politische, sociale und sogenannte kleinere Tagesinteressen zum Gegenstand von Leitartikeln zu machen, wie es die englischen Blätter, namentlich die „Times", mit dem unerläßlichen vierten fast täglich thun.

Sehen wir uns nun das Geheimniß dieser merkwürdigen täglichen Produktion von je vier Leitartikeln in jeder großen englischen Zeitung etwas näher an.

Wer ist das majestätische „Wir" darin? Nur wenige werden glauben, daß der geheimnißvolle Redacteur immer dahinter stecke. Nein, dieses „Wir" ist eine literarische Thatsache und nicht bloß eine majestätische Phrase. Diese leaders sind nicht das Werk einer einzelnen Person, sondern Produkte einer oft ziemlich zahlreichen Association von allen möglichen Federn. Diese werden von Männern der verschiedensten Berufe und Stände geführt. Sie gehören nicht zu den Redacteurs, sondern füllen eine eigenthümliche Kluft zwischen dem Chef-Redacteur und dem sub-editor aus; letzterer nach englischer Manier, wo Alles möglichst kurz klingen muß, bloß „sub" genannt, wird von den Leitartikelschreibern als ein bloßer Mann des Ausschneidens und der Scheere, also als ein ziemlich untergeordnetes Wesen über die Achsel angesehen.

Sie haben nichts mit der Redaction zu thun und bekümmern sich selten darum, was dieser „sub" aus allen möglichen Zeitungen der Welt für den nächsten Morgen herausschneidet oder zum Uebersetzen anstreicht. Die Leitartikelschreiber haben fast gar keinen Einfluß auf die sonstige Haltung und den Geist ihrer Zeitung und sind sogar nicht selten politische Gegner.

Nun worin besteht also ihre eigentliche Arbeit?

Diese Frage beantwortet sich wohl am besten durch Schilderung der Art und Weise, in welcher die täglichen leaders entstehen. Die erste Scene zu diesem Drama eröffnet sich in dem Consultationszimmer der Redaction, die sich natürlich irgendwo in der City versteckt. Dort versammeln sich um die Zeit zwischen 1 und 2 Uhr Mittags etwa ein halbes Dutzend Gentlemen verschiedenen Alters und Berufes; ein Poet, dessen Verse Niemand kaufen wollte, ein Romanschreiber, dessen neuestes Manuscript kein Verleger haben will, der Sohn eines Lords, früher in einem Cavallerie-Regimente, ein Jurist ohne Praxis, ein literarischer Herumtreiber, Verfasser mehrerer touristischer Werke, ein Leitartikelschreiber von Profession, dessen Namen sonst Niemand kennt und der gleichwohl alle Tage Tausenden von Lesern gewissermaßen vorschreibt, was sie über dieses oder jenes Tagesereigniß denken sollen. Sie sitzen um einen runden Tisch und discutiren unter dem Vorsitze des geheimnißvollen, nie öffentlich genannten Chef-Redacteurs über die Wahl von Gegenständen des Tagesinteresses, über welche das Urtheil des Publikums am nächsten Morgen zum Frühstück oder auf dem Wege in die City unter und über der Erde, auf dem „top" eines Omnibus oder auf dem Deck eines Themse-Dampfers zur Wahrheit geleitet werden soll. Nur die, welche Tag für Tag, Monate und vielleicht Jahre lang alle vierundzwanzig Stunden über immer neue Tagesfragen ein leitendes Urtheil im besten Stile und nicht kürzer als eine Foliospalte niederschreiben müssen, können ein Liedchen davon singen, wie schwer eine solche Aufgabe ist, besonders nach dem Schlusse des Parlaments und während der dull-season, die oft vom August bis zu Weihnachten dauert. Das sind die Tage der Verzweifelung und wüthenden Hetzjagd nach gutem Wild auf leeren Feldern. Wie sie die Spalten der verachteten Provinzialblätter mit wölfisch-hungrigen Augen durchlaufen, mit welchem Eifer sie die kleinsten Sätzchen über eine der Berühmtheit fähige Polizeiverhandlung packen und in jeder Silbe untersuchen, ob sich daraus nicht wenigstens ein socialer „Leiter", humoristischer oder pathetischer Art fabriciren lasse!

Einmal bekam ein solcher Jäger von dem verzweifelten Chef den mürrischen Rath, er möge über „Nichts" schreiben, denn man wisse Nichts. Und er machte es richtig wie der Candidat bei Friedrich dem Großen, dem der König aufgab, er möge auf die Kanzel steigen und über das Thema predigen, welches er dort auf einem Blatt Papier finden würde. Das Blatt war auf beiden Seiten weiß. Der Candidat besah es sich und rief muthig aus: „Hier ist Nichts und da ist Nichts — aus Nichts hat Gott die Welt geschaffen!" — und hielt nun sofort eine wirkungsvolle Rede über die erhabene Idee, daß Gott diese schöne, große, wundervolle Welt ohne alle Mittel und Fonds geschaffen habe. Mein Freund, der Leitartikelschreiber, rasselte sofort einen der humoristischsten Artikel über die schläfrigen Tage zu Ende des August und über deren nichtigen Inhalt auf das

Papier, der am folgenden Morgen so viel Aufsehen machte, daß er noch jetzt nicht ganz vergessen ist.

Aber wir nehmen an, daß die Herren während einer Zeit der besten Leitartikelfülle um ihren Tisch sitzen und sechs ganz herrliche Themata herausfinden, alle von gleicher Wichtigkeit. Da aber nur vier gebraucht werden, beginnt jetzt ein Kampf, in welchem nothwendig zwei, obgleich alle mit gleicher Tapferkeit vertheidigt, fallen müssen, so daß der Chef in der Regel schließlich selbst zwei Stoffe hors de combat setzen muß.

Nun müssen die sechs Herren allerdings bloß vier Leitartikel liefern, so daß zwei von ihnen in die Lage kommen einen freien Nachmittag zu feiern und nichts zu verdienen, wenn sie nicht zu den Festbesoldeten gehören. Die vier zurückgebliebenen beginnen nun sofort ihre Arbeit, die um 5, spätestens um 6 Uhr für den Druckerburschen fix und fertig sein muß. Bei wichtigen Debatten im Unterhause oder wenn Bright oder sonst eine berühmte Persönlichkeit in einer Provinzialstadt eine Rede hält, welche sofort frisch Wort für Wort an elektrischen Drähten in das Redactionszimmer zu London zuckt, muß immer ein besonderer Virtuose des Leitartikels bis nach Mitternacht sitzen und die Rede schon Zeile für Zeile, während sie noch gesprochen wird, in einem Leiter für den nächsten Morgen dem Publikum je nach politischer Partei mundgerecht oder unausstehlich machen. Es ist der Mühe werth, uns eine solche complicirte, halsbrechende, kostspielige und an Geschwindigkeit und Hexerei grenzende Arbeit anzusehen, obgleich wir sie deshalb im lieben, bequemen Deutschland schwerlich begreifen oder nur für möglich und glaubhaft halten werden.

Die „Times“ hat ihre vier Stenographen zum Reform-Meeting nach Manchester geschickt, um Bright's Rede aufzufangen. Zwei schreiben abwechselnd stenographisch nach, die anderen Beiden übersetzen die Stenographie ins Telegraphische, das nun sofort an den Drähten nach London läuft, während Bright immer weiter spricht. In der versteckten Times-Office setzen die ankommenden telegraphischen Worte sofort mehrere Setzer in Bewegung, welche die Lettern der Reihenfolge nach blitzschnell an einander schleudern und kleine Theile der Rede, oft bloß je zehn bis zwölf Zeilen, zum Abzug abliefern. Diese Abzüge fliegen immer sofort in die Hände der Correctoren und unter die Augen des Leitartikelschreibers. Während dessen redet Bright in Manchester immer weiter, und wenn er nicht bis Mitternacht spricht, finden am nächsten Morgen um 8 Uhr Hunderttausende von Lesern bis Hunderte von Meilen um London herum nicht nur die Rede wörtlich abgedruckt, sondern auch den etwas spöttischen und vornehm-malitiösen Leitartikel darüber, vorn auf der mittelsten Spalte, mit großen, scharfen Lettern, druckfehlerfrei und mit pikanter Würze, so daß er ein gutes Nebengericht auf dem substantiellen Frühstückstische des kahlköpfigen Gentlemen in der heiteren, gartenumgebenen Villa bildet.

Die gewöhnlichen Leitartikel müssen, wie ich sagte, spätestens um 6 Uhr fertig sein, aber nur im Rohbau. Ehe der leader vor das Auge der Welt tritt, wird er sehr oft durch ein Fegfeuer getrieben, das nicht viel von seiner ursprünglichen Gestalt übrig läßt. Gesetzt und abgezogen, unterliegt er einer ersten Correctur, wobei es bloß auf Ausmerzung von wirklichen Buchstabenfehlern ankommt. Von diesen Fehlern gereinigt und nochmals auf eine sehr breite Fahne abgezogen, fliegt er auf den Tisch des Revisors, eines würdigen Mannes von vielseitiger wissenschaftlicher und literarischer Bildung und bewährter Stilvirtuosität. Dieser prüft, corrigirt und feilt den Sinn und Stil und schlägt sorgfältig nach, ob in etwaigen klassischen und historischen Citaten und Anspielungen auch keine Fehler und Ungenauigkeiten vorkommen. Außerdem markirt er solche Stellen und Perioden, die ihm nicht klar oder elegant genug erscheinen. Darnach aufs Neue gesetzt und auf eine Fahne abgezogen, die auf jeder Seite mindestens sieben Zoll weißes Papier enthält, wandert er nach 8 Uhr in das Allerheiligste des Zimmers, in welchem der Chef-Redacteur einem Manne gegenüber sitzt, den wir noch nicht kennen und der in deutschen Redactionen entweder ganz unbekannt ist oder in dem Chef-Redacteur selbst steckt. Dies ist der revising-editor (der Revisions-Redacteur). Diese beiden sitzen am Schreibtische einander gegenüber und arbeiten nun mindestens drei volle Stunden, um die vier Leitartikel gereinigt und geläutert nach dem feinsten Geschmack der höheren

Tagesstimmung und gewürzt mit mehr oder weniger eleganten und versteckten, nur dem Eingeweihten fühlbaren Anspielungen und vornehmen Malicen, noch einmal dem Setzer, Corrector u. s. w. und endlich der riesigen Form zu übergeben, welche etwa um 2 Uhr des Nachts geschlossen werden muß, um an langen Ketten hinunter zu rasseln in die ungeduldig brausende und zischende Hoe'sche Drehdampfmaschinenpresse: diese riesige Kreuzspinne, die nun nach allen Seiten hin in mehreren Etagen mit je einer Umdrehung zehn wie Scheunthorflügel große Bogen verschlingt, bedruckt, wieder von sich gibt und glatt und gerade über einander legt. Dies thut sie unter den geübten Händen der Bedienung und mit voller Dampfkraft in jeder Minute zwanzig bis dreißig Mal.

Doch zurück zur letzten Redaction der Leitartikel. Sie werden von den beiden Potentaten sorgfältig gelesen, miteinander und mit früheren Artikeln über denselben Gegenstand verglichen, danach geändert, remodellirt, umgeformt und gefeilt, welche Arbeit nicht selten bis zu einer vollständigen Umgestaltung in allen Theilen ausgedehnt wird, so daß der ursprüngliche Verfasser am nächsten Morgen kaum einen einzigen Gedanken und Satz als sein Eigenthum wieder erkennt. Junge Autoren gerathen darüber meist in Wuth und Verzweiflung und revoltiren gegen solche Schlächtereien, wie weiland egyptische Mütter gegen den Mord ihrer erstgebornen Kinder; aber die beiden Potentaten sind dies schon gewohnt und antworten dem wüthenden Revolutionär, daß er für seine Arbeit bezahlt werde und das ihm abgekaufte Eigenthum der Zeitung, nicht mehr ihm gehöre. Die Zeitung, das geheimnißvolle „Wir" in den Leitartikeln, ist der Geist der Zeit und der Tradition vieler Jahre, ja mehrerer Menschenalter, der von den beiden Potentaten vertreten, keine andere Rücksicht kennt, als in Uebereinstimmung mit dieser Tradition und den etwaigen geheimnißvollen Einflüssen einer Partei und zugleich der öffentlichen Meinung, an jedem Morgen mit neuer Kraft vor das Publikum zu treten.

Wie viel den Eigenthümern und Chef-Redacteurs daran gelegen ist, geht schon aus der Thatsache hervor, daß die „Times" für diese letzten Aenderungen der Leitartikel jährlich allein 15—20,000 Thaler an die Setzer bezahlt.

Man wird nun eine Vorstellung davon haben, durch welche Processe und Fegfeuer der täglich in jeder großen englischen Zeitung in vier Exemplaren erscheinende Leitartikel hindurchgetrieben wird, ehe er an jedem Morgen in sachlicher und formeller Vollendung frisch in alle Welt geht. Diese Arbeiten müssen durchweg vom Nachmittag bis etwa eine Stunde nach Mitternacht durchgemacht werden. Da nun daneben eine uns fast unmöglich erscheinende Masse von schriftstellerischen, typographischen und redactionellen Arbeiten erledigt werden müssen, um jeden Morgen eine frische Zeitung für unzählige Tausende von Lesern fix und fertig zu haben, so müssen wir, um dies zu begreifen, die betreffenden Redactionen und Druckereien, die kleinen Armeen von Spediteurs, fliegenden Buchhändlern, Speditionswagen, Eisenbahneinrichtungen u. s. w. schildern. Aber dies liegt über unser jetziges Thema hinaus, und wir schließen mit der genau zurechtgezählten und ermittelten Thatsache, daß die „Times" in ihren, jeden Morgen frisch erscheinenden sechsundneunzig Foliospalten so viel Buchstaben und Worte enthält, wie sie, ins Deutsche übersetzt und im Leihbibliotheksformat gedruckt, sieben bis acht Bände füllen würden.

Doch vor dieser Menge und Masse brauchen wir nicht zu erstaunen. Hier war uns bloß daran gelegen, auf die Masse von materieller und geistiger Arbeit hinzuweisen, welche die englischen Zeitungen auf die im höchsten Grade ausgebildete Industrie und Virtuosität der Leitartikelfabrikation verwenden. Vielleicht lassen sich dadurch deutsche Redactionen bewegen, ebenfalls etwas mehr Capital und Capacität für diese Produktion zu gewinnen und dadurch unserer Presse etwas mehr Frische und Kraft zuzuführen. Diese wird uns Allen zu Gute kommen, denn der echte Leitartikel hat mindestens die Kraft des Tropfens, dem es durch immer wiederholtes Fallen gelingt, endlich sogar den Stein auszuhöhlen, wenn er nicht überhaupt sogleich auf fruchtbaren Boden gleitet, um neues Leben hervorzurufen und das bereits vorhandene immer wieder zu erfrischen und zu stärken.

Pariser Theaterbriefe.

Von **Gottlieb Ritter.**

XI. Aristokratische Theaterdichter.

Die Saison morte ist für Niemand tödtlicher, als für das Theater, was wohl ein Beweis dafür sein dürfte, daß sie keineswegs so todt ist, als ihr Name besagt. Sie producirt nicht nur saure Gurken und Seeschlangen, sondern bringt auch — und das ist der Uebel größtes — die aristokratischen Theaterdichter an das Tages- und Lampenlicht. Ihrem Erscheinen geht eine ausgedehnte Regsamkeit voraus, die alle blaublütigen Kreise der französischen Hauptstadt in Mitleidenschaft zieht. Erst läuft es wie ein behutsames Zischeln durch die Salons und Boudoirs des Faubourg Saint-Germain und wird dort entweder mit neidischem Nasenrümpfen, weil ein Anderer oder eine Andere sich in den Vordergrund der allgemeinen Aufmerksamkeit drängt, oder mit freudigem Stolz aufgenommen, weil nun die bürgerliche Canaille der Theaterdichter von einem der „Unsrigen" in den Schatten gestellt werden soll. Dann wird eines Abends ein Glas Zuckerwasser auf den Tisch eines Salons gestellt; ein Herr oder eine Dame, von dem hochfeinen Auditorium mit bewunderndem Ah, voilà le poëte! begrüßt, pflanzt sich dahinter auf und setzt den Geladenen eine fünfaktige Tragödie in Versen oder eine Komödie aus der Gesellschaft des Faubourg meuchlings auf die Brust. Ist die Lesung beendigt, so folgt die nachgerade sehr wohlbekannte Fluth landläufiger Redensarten, Glückwünsche und Schmeichel-Apostrophen. Mit dem Bewußtsein, den Besten der socialen Gesellschaft genug angethan zu haben, und in der gehobenen Stimmung eines Correggio, der sein: Anch' io! jubelt, wird hierauf ein Theaterdirektor aufgesucht, dem man das kostbare Manuscript triumphirend überreicht. Nach einigen Wochen äußert sich der Bühnenleiter auf das Schmeichelhafteste über das Stück und erklärt sich bereit, die saure Gurkenzeit durch die Aufführung dieses großen Erfolg versprechenden Werkes zu versüßen. Abermals durchzieht es freudig das Pariser Adelsviertel, das sich eben anschickt, die Sommerwohnungen aufzusuchen, aber dem glücklichen Dichter verspricht, der Première selbstverständlich beizuwohnen. Schiller's edle Kunst des „weisen Verschweigens" wird natürlich von Seiten des Direktors wie des Dichters über die Bedingungen der Annahme aufs Discreteste geübt; um so verwunderlicher ist es, daß am Tage der ersten Aufführung halb Paris — die eine Hälfte übersommert in der Ferne — ganz bestimmt und aus der besten Quelle wissen will, es finde die Aufführung des Meisterstücks auf alleinige Rechnung und Gefahr des ebenso mit Geld, als mit Talent begabten Vefassers statt. Während der Première bemerken die Schadenfrohen mit Vergnügen, daß kaum ein Viertheil des Hauses besetzt ist und rechnen es ihren Nachbarn vor, wie hoch sich die Forderung des Direktors für eine Vorstellung belaufen werde. Wieder Andere haben in Erfahrung gebracht, daß der Verfasser die Darsteller der Hauptrollen mit Schmuckgegenständen bedacht habe, daß er ferner bei den Hauptvertretern der Journalkritik vorgefahren

sei, um dieselben durch Geld und gute Worte günstig zu stimmen; daß er ferner die Claque um zwanzig Mann aus den handfestesten Kreisen verstärkt und eine große Menge Freibillets verschenkt habe, daß er im Weiteren das gesammte Personal zu einem großartigen Souper nach der Vorstellung geladen und daß er sich auf der Generalprobe in Fräulein X. — wenn er ein Mann ist — oder in Herrn Y. — wenn er eine Dame ist — so unsterblich verliebt habe, daß sich das ehrenwerthe Faubourg auf eine neue Mesalliance gefaßt machen müsse. Und so medisiren Neid, Bosheit, Haß und Dummheit, indessen der arme reiche Dichter dem Aufgehen des Vorhangs und seines Gestirns entgegenfiebert.

Viermal genossen die Pariser in diesem Sommer das fragwürdige Schauspiel einer solchen aristokratischen Première, und die Mißerfolge des Theaterjahres bereicherten sich naturgemäß um die gleiche Zahl. Zuerst erhob sich eine hohe Dame mit der Prätension, eine neue Kunstform entdeckt zu haben, von der sich unsere Zukunftsmusikdramatiker nichts träumen ließen, nämlich den Musikroman. „Le Mariage de Tabarin" nannte sich dies musikalisch-novellistische Unding, das im Vorlesen einer dreitheiligen Erzählung bestand, welche ab und zu vom Vortrag von Solis und Chören unterbrochen wurde. Es war wie in einem Konzert, nur langweiliger. Der musikalische Theil sprach leidlich an, den „Roman" verschlief man selig, und den Vorleser wünschte man ins Pfefferland.

Einige Wochen darauf öffneten sich sogar die Pforten der komischen Oper zu einem solchen Versuch. Ein geschwisterliches Verfasserpaar, welches zusammen keine vierzig Jahre zählte, brachte eine Episode des kaum verdauten „Bellum Gallicum" in Form eines dreiaktigen dramatischen Gedichts auf die Bretter; an den Versen war der Herr Bruder, an der Musik die Fräulein Schwester schuld.

Ein Baron de Langsdorff aber beging nicht nur einen fünfaktigen „Spartacus", der die römischen Heere mit hinkenden Alexandrinern bekämpfte — er machte sich zudem subtilen Menschenmordes schuldig, indem er den sträflichen Gedanken ausführte, die Pariser bei sengender Hitze in die schlechtgelüfteten Räume des Ambigu-Comique zu locken, um sie allda mit seiner Tragödie zu Tode zu langweilen. Er war und blieb der einzige Bewunderer seines Erstlings; einem unverbürgten Gerücht zufolge, soll er schon bei der dritten Aufführung auch der einzige Zuschauer gewesen sein.

Der vierte aristokratische Theaterdichter dieses Sommers ist einer jener Streber, auf denen der Fluch eines großen Namens lastet. Mögen sie schaffen, was sie wollen: der Glanz, der von ihrem berühmten Namensvetter ausstrahlt, verdunkelt die besten Thaten ihres Geistes, weil man sich bei den Epigonen unwillkürlich des Meisters erinnert und zu Vergleichen angeregt fühlt, die schon vorweg zu Ungunsten des Nachgebornen ausfallen müssen. Der Dichterin des dreiaktigen Dramas: „Châteaufort" ist es ähnlich ergangen. Sie ist eine Enkelin Mirabeau's, und obwohl ihr glorreicher Ahn auf ganz anderem Gebiete thätig war, so schien es doch dem Publikum gewiß, daß der Name des Volkstribuns nicht zum zweitenmal berühmt werden könne. Ueberlegenes Lächeln, mitleidiges Achselzucken und jene entnüchternde Ironie, welche der sicherste Tod eines Theaterstücks ist, wurden von Seiten des sogenannten „tout Paris", das im Theater und in Konzerten eine fürchterliche Kritikerrolle spielt, dem Erstling der Gräfin de Mirabeau entgegengebracht.

Ein Zwischenfall brachte die Novität noch vor der Aufführung in aller Leute Mund und machte eine erwünschte Reklame dafür. Fräulein Anastasie, wie man in Paris die Theatercensur nennt, die dort ebenso verbohrt ist als anderswo, nahm das Drama unter die Loupe und rasselte unwirsch mit der Scheere. Bald ging es durch alle Blätter, daß „Châteaufort" beanstandet worden sei, da der Titelheld sein Schurkenthum nicht nur hinter einem hochangesehenen Wappen, sondern — und dies war das Bedenkliche — hinter dem Mandat eines Abgeordneten und dem Accreditiv eines Gesandten verberge. Obwohl der staatsmännische Beruf in keiner Weise durch das Gebahren Châteaufort's berührt wurde, mußte sich die Verfasserin, welche das ursprünglich fünfaktige Stück bereits um die Hälfte zusammengestrichen hatte, noch zu einer letzten Aenderung verstehen. Der Held wurde ein zukunftsvoller Diplomat ohne feste Anstellung, ein Gesandter

in spe, der vorläufig in diplomatischer Sendung ins Ausland geschickt werden soll. Hierauf bewilligte Dame Anastasie die Aufführung.

Wohl selten hatte das Gymnase Dramatique je eine so distinguirte Zuhörerschaft in seinen Räumen versammelt, als bei der Première des „Châteaufort". Dumas fils und Sardou, diese Hausdramatiker des Musentempels am Boulevard Bonne Nouvelle, vermochten sonst freilich mit Leichtigkeit, das Theater bis auf den letzten Sitz mit neugierigem Volk zu füllen, sobald sie etwas Neues brachten, aber eine so feine Gesellschaft hatten sie kaum jemals zusammengelockt. Ein aristokratischer Hautgout machte sich bemerkbar. Keine blauen Blousen, fast keine Halbwelt; die dritte Galerie stand zur Hälfte, die vierte ganz leer; einzig in den Orchesterfauteuils sah man profanes Volk, das meist aus Journalisten und Fremden bestand. Aber oben im ersten Range wiegten sich Adel, Reichthum und Schönheit auf den rothsammtnen Polstern und beherrschten mit souveränem Blick das Haus. Die starke Claque im zweiten Rang wagte es kaum, in dieser ungewohnten Gesellschaft ihres lärmenden Amtes zu walten. Aus dem Halbdunkel der unter den weit hervorspringenden Avant-scènes des ersten Ranges versteckten Baignoire-Logen, wo gewöhnlich nur scheue Liebespaare hinter aufgestecktem Holzgitter mehr auf sich selbst als auf die Vorstellung hören, zuckten helle Blitze von diamantenbesetzten Fächern auf, welche schöne, bis zum Ellbogen behandschuhte Arme in Schwingung setzten. Ging eine Logenthüre auf, so beleuchteten die Gaslichter des Corridors seidenumrauschte Damen mit blendenden Büsten, befrackte Herren mit wohlfrisirten Glatzen. Es war wie in einer Galavorstellung, wo sogar Plebejer sich leuchtender Wäsche und herablassender Mienen befleißen.

Jedenfalls ist die mit Kronen und Wappen gezeichnete Wäsche des Faubourg Saint-Germain, welche die Grafin Mirabeau in ihrem Stück zur Schau ausstellt, nicht sehr „reinlich und zweifelsohne". Wenn dieses dramatische Sittenbild eine so correcte Reproduction der Wirklichkeit ist, wie die Verfasserin behauptet, dann muß man freilich gegen die Studien aus Pariser aristokratischen Kreisen entschiedene Einsprache einlegen. Solch' socialer Schmutz gehört hinter die geschlossenen Thüren des Gerichtssaals, nie und nimmer aber auf die Bühne. Wir wollen zwar für die Ehre des Faubourg annehmen, daß die gräfliche Verfasserin entweder zu schwarz gesehen oder bloße Ausnahmszustände geschildert hat; dann aber wird entweder die Richtigkeit des Bildes aufgehoben, oder verdient die Autorin den Vorwurf, daß sie die typische Wahrheit außer Acht gelassen hat, und das Eine ist gerade so schlimm, wie das Andere. Es ist überhaupt etwas Eigenes um die aristokratischen Schriftsteller. Man sieht es gewöhnlich nicht ungern, wenn Personen aus der großen Welt die Feder ergreifen, denn einmal involvirt es ein Compliment für das Schriftstellerthum, dessen Lorbeeren auch jene begehrenswerth halten, die es — um mit dem jüdischen Bankier zu reden — „nicht nöthig haben"; dann aber freut man sich zumeist, einen Habitué des Salons, den unsere Dichter meist nur vom Hörensagen kennen, seine exclusive Umgebung nach der Natur schildern zu sehen. Nun ereignet es sich jedoch fast durchgängig, daß solch' legitime Photographen der hohen Gesellschaft Bilder produciren, die Einem durch ihre abschreckende Häßlichkeit den Ausruf abnöthigen: „Ist es denn wirklich so faul da oben?" Die Einzigen, welche eine Controlle ausüben könnten, nämlich die Kameraden und Basen des Autors, sind selbst Partei und haben ein Interesse, ihre Welt für so ideal wie möglich auszugeben; sie schreien immer am Meisten über den Ausplauderer, mag er Recht haben oder nicht. Wie hohl und oberfaul ist nicht die Gesellschaft Pelhams, der noch immer und gewiß mit Recht als Mustertypus des Highlife bis auf den heutigen Tag gilt und fast allen aristokratischen Roman- und Theaterhelden Modell sitzt! Sainte-Beuve machte sich vor Jahren mit Fug über einen andern Abkömmling eines französischen Staatsmannes, den Grafen Walewski, lustig, der auch einmal theatralisch dilettirte und im Théâtre français ein Lustspiel: „L'Ecole du Monde" aufführen ließ, dessen Weltmänner und -Damen an Lumpenhaftigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Ich selbst habe früher einmal an dieser Stelle den jüngern Dumas angegriffen, weil mir die Sittenschilderung in seiner „Etrangère" unwahr und unmöglich schien. Da glaubte ich nimmermehr für Portraits

aus der Aristokratie acceptiren zu können und fragte mich, wo in aller Welt der Verfasser eine solche Welt studirt haben möchte. Nachdem nun freilich die Autorin des „Châteaufort" mit dem Familienbild aus ihrem Faubourg hervortritt, bleibt mir nichts Anderes übrig, als die Wahrheit ihrer Studien dahingestellt sein zu lassen und gegen die Ablagerung einer solchen socialen Cloake auf dem Theater zu protestiren.

In aller Nacktheit verkünden schon die ersten Worte des gräflichen Stückes, daß die Verfasserin es versucht, in den Fußstapfen von Feuillet und Dumas fils zu wandeln, welche es wenigstens oft verstanden haben, schiefe Situationen annehmbar und selbst packend zu machen, abstoßende Figuren interessant aufzuputzen und in einer widerlichen Handlung mehr oder weniger fesselnde Streitfragen zu beleuchten. Von den Meistern verrieth der Erste Kraft und Originalität, der Zweite Gewandtheit und Geist und Beide einen gewissen Grad Erfindungsgabe und fast durchgängig den Ernst der Ueberzeugung: sehen wir zu, wie einer ihrer Schüler — im Interesse der Verfasserin wollen wir ihr Geschlecht ignoriren — die Nachahmung nicht weit genug treibt und bei offenbarem Mangel an Talent, Kraft, Phantasie und Ideen den abschreckenden Stoffkreis in ganzer Häßlichkeit enthüllt.

Comtesse Châteaufort hat ihren Mann schon seit Monaten im Verdacht, der Geliebte der Marquise de Ponteville, seiner — Schwiegermutter, zu sein. Ein ihr in die Hände gefallener Brief der Marquise an ihren Mann bestätigt nicht nur die Richtigkeit dieses Argwohns, sondern entdeckt ihr zugleich den Plan des sauberen Paares, die Erbschaft der Domäne Ponteville, das angestammte Besitzthum der Familie, und fast das ganze väterliche Vermögen dem einzigen Sohne des Hauses zu entziehen. Die Comtesse will diese Erbschleicherei stören. Sie läßt den Notar der Familie, den Maître Belval, rufen, welcher nach dem Tode ihrer Mutter, der ersten Frau des Marquis de Ponteville, ihr und ihres Bruders Vormund gewesen. Sie zeigt ihm den compromittirenden Brief und verlangt seinen Rath. Er ist der Meinung, sie soll sich des Briefes bedienen, um eine Scheidung zu erwirken. Sie weist es von sich, denn sie fürchtet zu sehr den Schlag, der ihren bejahrten Vater durch die Entdeckung des doppelten Verraths von Frau und Schwiegersohn treffen würde. Sie will den Brief der Stiefmutter vorläufig aufbewahren, um die beiden Ehebrecher in Respect und von dem Erbraub an ihrem in Algier weilenden Bruder zurück zu halten. Der Notar versichert sie seiner Hingebung und wird von einem andern Vertrauten abgelöst, dem Herrn de la Varenne, der ein Jugendfreund der Comtesse ist und erst neulich von einer langen Reise heimkehrte. Bei der Erinnerung an die Kindheit werden sie weich, und Varenne drückt eben einen Kuß auf der Gräfin Hand, als die böse Stiefmutter eintritt und sehr spitz bemerkt, sie sollte sich doch vor Ueberraschung sichern, wenn sie sich die Hand küssen lasse. Die Gräfin gibt zum Bescheid, sie habe weder ihre Worte, noch ihre Handlungen zu verheimlichen, und ihre Stiefmutter, welche die Maitresse ihres Gatten sei, könne jedenfalls das Nämliche nicht von sich sagen. Die Marquise protestirt gegen eine solche Verleumdung, worauf die Comtesse die Behauptung aufstellt, sie habe einen Beweis in Händen, mit welchem sie die unwürdige Stiefmutter sofort aus dem Schlosse könne jagen lassen. „Wagen Sie es!" ruft die Marquise drohend und geht ab. Welch' seltsame Welt, wo man über eine Kußhand so in Harnisch geräth, und Mutter und Tochter sich vor Fremden die größten Gemeinheiten entgegen schleudern. Aber so etwas kommt vor, sagt der aristokratische Dichter, und wir müssen es ihm aufs Wort glauben: wir seufzen aber gleichwohl mit dem Notar der Barrière'schen Posse: „Quelle famille! mon Dieu! quelle famille!"

Herr de la Varenne bietet der Jugendfreundin seine Dienste an, aber sie will erst die Hülfe ihres Bruders in Anspruch nehmen. Unterdessen vernimmt man, daß der Graf Châteaufort, der in die Zeitungen schreibt und das Ministerium unterstützt, zum Dank für seine guten Dienste mit einer diplomatischen Mission betraut worden ist. Der alte Marquis de Ponteville ist darob so entzückt über seinen Schwiegersohn, daß er sofort den Notar kommen läßt und dem Ehepaar Châteaufort die Domäne Ponteville unter der Bedingung vermacht, daß der Sohn, der ohne Zweifel ihrer Verbindung entsprießen wird, den Namen Châteaufort-Ponteville annehme. Umsonst legt die Comtesse Ver-

wahrung dagegen ein, als just ihr Bruder als flotter Hauptmann der Chasseurs d'Afrique aus Algerien eintrifft. Während die Musik den Aktschluß begleitet, empfängt der alte Marquis seinen Sohn sehr kühl, wirft sich die Schwester dem unzweifelhaften Retter in der Noth an die Brust, und bezeugen ihm Schwiegermutter und Schwager eine heuchlerische Freude.

Die Gräfin beeilt sich, ihren Bruder über die väterlichen Verfügungen aufzuklären. Der brave Hauptmann aber ist der Meinung, daß der Vater über sein Vermögen nach Belieben disponiren könne. Auch die Marquise entfaltet eine gewisse Rührigkeit, sie hat eine Unterredung mit einem zweiten Notar, der in Châteaufort's Interesse agirt. Dieser sagt ihr, er habe ein nächtliches Stelldichein zwischen der Gräfin und Varenne belauscht. Schon triumphirt die Marquise. Hastig frägt sie: „Und was ging dabei vor?" — „Er war zu Fuß und sie zu Pferde." — „Das ist ungenügend", meint die Marquise, die bessere Beweise braucht. Darauf theilt sie Châteaufort mit, seine Frau wisse Alles und behaupte sogar, Beweise ihres sträflichen Verhältnisses zu haben, ohne Zweifel den letzten Brief der Marquise, den er ungeschickter Weise verloren habe. Sie sagt ihm auch, daß sie den Herrn de la Varenne für den — Tröster seiner Frau halte, aber Châteaufort weist diesen Verdacht zurück, denn er hegt eine zu gute Meinung von seiner Gemahlin, als daß er sie des Ehebruchs fähig hielte. Ja, er sucht sie sogar zu bewegen, ihn auf seiner diplomatischen Reise zu begleiten. Sie schlägt es aus. Weiß er denn nicht, daß sie den Beweis seiner Untreue besitzt? Châteaufort zeigt sich entrüstet ob so schwerer Beschuldigung, trotzdem seine Untreue noch größer ist, als seine Frau ahnt. Er unterhält nämlich, da er ohne Zweifel von der Ansicht ausgeht, aller guten Dinge seien drei, noch ein drittes Verhältniß. Um sich darüber zu trösten, daß er seine Frau unglücklich gemacht und seine Schwiegermama als Maitresse beibehalten hat, nimmt er eine zweite Geliebte, bringt sie in der Nachbarschaft des Schlosses unter und stellt sie sogar der Marquise vor. Was ist da weiter? Ein so gewaltiger Unterschied zwischen den beiden Gesellschaften, die eine jede dieser Damen repräsentirt, existirt ja keineswegs, wenn wir der dichtenden Gräfin Mirabeau Glauben schenken dürfen.

Der Marquis hat Freunde und Verwandte zur Feier der Mission seines Schwiegersohns zu sich aufs Schloß geladen. Auch de la Varenne ist dabei. Die Gräfin nimmt ihn sofort bei Seite und sagt ihm, sie fürchte, ihre Schwiegermutter stehle ihr einen Brief von großer Wichtigkeit, denn sie habe entdeckt, daß man das Schloß ihres Sekretärs mit Dietrichen zu öffnen versuchte. „Quelle famille!" Sie wolle also diesen Brief ihm in Verwahrung geben und werde ihn zu diesem Zweck in ihr Arbeitskörbchen legen, das auf einem Tisch mitten im Zimmer steht, wo alle Leute circuliren. Dort wird der Freund den Brief finden. So ungefähr geschieht denn auch das sinnreiche Experiment, nur etwas anders. Die Gesellschaft versammelt sich um jenen Tisch mit dem Arbeitskörbchen. Der Marquis ist wieder einmal außer sich vor Wonne und beglückwünscht seine Tochter, daß sie einen mit so viel Ehren ausgezeichneten Diplomaten zum Gemahl habe. Die Gräfin gibt zur Antwort: „Ich will mich scheiden lassen!" — „Von Ihrem Mann?" frägt naiv der geladene Notar. Der Marquis ist versteinert. Die Marquise klärt ihn auf, indem sie coram notariis et testibus behauptet, ihre Stieftochter wolle sich nur deßhalb scheiden lassen, um mehr Freiheit in ihren Verbindungen mit Herrn de la Varenne, ihrem Geliebten, zu haben. Letzterer, sowie der Hauptmann, der doch am wenigsten competent ist, erklären es für eine Verleumdung. Diesen kritischen Augenblick erachtet der schlaue Varenne für den geeignetsten, um den Brief aus dem Körbchen zu escamotiren. Die Marquise, die Varenne beobachtet und glaubt, es sei ein Billet der Gräfin an ihren Freund, kommt ihm zuvor, entreißt den Brief und gibt ihn dann dem Marquis: „Hier ist der Beweis, daß die Comtesse Châteaufort die Geliebte des Herrn de la Varenne ist! Lesen Sie!" Die Gräfin erbleicht, der Marquis bebt vor Aufregung. „Lesen Sie nicht, mein Vater!" ruft flehentlich die Gräfin. Aber der Marquis und sein Sohn lesen. Der Alte sieht, daß er von seiner Frau und seinem Schwiegersohn betrogen wurde, ruft wörtlich aus: „Endlich sehe ich klar, aber es ist vielleicht ein wenig spät!" und sinkt ohnmächtig nieder.

Drei Tage gehen vorüber. Der Marquis ist bei der liebevollen Pflege seines Sohnes und seiner Tochter wieder hergestellt worden. Châteaufort ist nach Paris geflohen, nur die Marquise hat die eiserne Stirn, auf dem Schlosse zu bleiben. Sie bedeutet sogar dem Marquis, daß sie mit der nämlichen Achtung wie früher behandelt werden wolle. Sie fürchtet nichts. Sie hat den Brief, der dem Ohnmächtigen aus der Hand fiel, verbrannt, wie sie selbst mit wunderlichem Cynismus eingesteht. Der Marquis ist soviel Spitzbüberei gegenüber wie auf den Mund geschlagen. Ihn beschäftigt auch noch ein anderer Gedanke: er hat seinem Schwiegersohn vor der Katastrophe baare fünfzehnhunderttausend Francs zum Anlegen übergeben und natürlich keine Quittung verlangt. Sein Notar beruhigt ihn, denn er hat bereits ein Mittel angewendet, um den durchgebrannten Edelmann mit dem Gelde nach Ponteville zurückzuführen: er hat ihm auf dem Drahtweg den Tod seines Schwiegervaters anzeigen lassen. Er hält es für gewiß, daß Châteaufort sich beeilen werde, augenblicklich zur Eröffnung des Testamentes einzutreffen und die anderthalb Millionen mitzubringen, die er im Moment seiner diplomatischen Reise wohl nicht in Paris zurücklassen dürfte. Die Voraussicht des genieireichen Natars wird verwirklicht. Châteaufort kehrt freudig zurück, gibt dem Notar das ganze Depositum ohne Schwierigkeiten in die Hände, denn er ist ja Universalerbe und wird also obige Summe und das Uebrige dazu von Rechtes wegen bald erhalten. Da tritt der Marquis ein. Der Todtgeglaubte erschreckt den Herrn Sohn nicht wenig durch seine Lebendigkeit: morgen soll das stereotype Duell stattfinden, wozu der Hauptmann bemerkt, es verstehe sich von selbst, daß er sich nicht mit dem Vater, sondern mit ihm schlagen werde. Der arme Don Juan von Châteaufort ist ganz damit einverstanden und verlangt eine letzte Unterredung mit seiner Frau. Er hat eine eigenthümliche Logik, um seinen Ehebruch, sein dreifaches Liebesverhältniß zu motiviren, es geschieht nicht sensualistisch, wie bei Lovelace oder Juan Tenorio, nicht spiritualistisch, wie es Trenmor und andere Helden der George Sand versuchen, sondern ganz nach den Regeln des ungesunden Menschenverstandes. Indem er seine Frau liebte und zugleich genöthigt war, die Zärtlichkeiten der Schwiegermutter zu ertragen, die als seine Wohlthäterin die Heirath mit ihrer Stieftochter ermöglicht hat, bedurfte er nothwendig noch einer dritten Herzensneigung, um sich dafür zu entschädigen, daß er in seinen legitimsten Gefühlen der Liebe und Dankbarkeit auf Hindernisse stößt. Es ist nur zu verwundern, daß dieser Widerstreit der Gefühle nicht eine vierte, fünfte, sechste Entschädigung, einen ganzen Harem erfordert. Die Gräfin beweist übrigens für die Spitzfindigkeiten des ehemännlichen Herzens ein sehr geringes Verständniß; sie verzeiht ihm zwar, aber erklärt rund heraus, daß sie ihm weder ihre längst verwirkte Liebe, noch ihre Achtung zurückgeben könne. Gleichzeitig erhält der edle Graf eine Depesche, welche die Nachricht bringt, daß ihm seine Mission entzogen worden sei. Wahrscheinlich hat die Regierung von den Vorgängen auf Schloß Ponteville Wind bekommen. Was soll jetzt aus ihm werden? Da ist die Marquise vielweniger in Verlegenheit, denn sie ist jung, schön, vorurtheilsfrei. Wenn man ihr nicht ein Jahrgeld von mindestens fünfzigtausend Francs ausbezahlt, so wird sie sich andere Ressourcen schaffen, und da man ihr den Namen einer Marquise de Ponteville nicht nehmen kann, so rächt sie sich, indem sie diesen schönen Namen entehrt und wieder zum Gewerbe der Galanterie zurückkehrt, dem sie der alte Narr auf Ponteville entzog, um sie mit dem Marquisat zu beehren. Châteaufort, der doch kein Muster von Feinsinnigkeit ist', schämt sich über den Cynismus seiner Helfershelferin und grämt sich über sein eigenes Unglück so sehr, daß er erklärt, sich eine Kugel durch den Kopf schießen zu wollen. Weder die Marquise noch irgendwer glaubt daran; aber da sie ihn verzweiflungsvoll abstürzen sieht, ruft sie um Hülfe. Man kommt; man hört einen Schuß; der Hauptmann verkündet den Tod Châteaufort's. Alle Welt ist zufrieden, denn der Edelmann mit den drei Frauen hat das Beste gethan, was sich unter solchen Umständen thun ließ; vielleicht dachte er an den Corneille'schen Vers:

— Que vouliez-vous qu'il fit contre trois?
— Qu'il mourut!

Er hätte allerdings füglich auch die Marquise mitnehmen können. So ist ihr Ge-

mahl genöthigt, vor Aktschluß der Hohnlachenden die Thür zu weisen. Die Gräfin Châteaufort wird ihren Jugendfreund heirathen, der Sohn des Hauses wird Erbe sein, und der alte Marquis bereut umsonst, seinen Namen der Abenteurerin gegeben zu haben, die aus seiner Welt bald in die Halbwelt übergehen dürfte. „O Gott, der Name meiner Ahnen!" ruft er, indem er in den Lehnstuhl sinkt und das Stück beendet. Ich weiß ein Schlußwort: „Quelle famille! mon Dieu! quelle famille!" —

Von jeher ist mir nichts unangenehmer, als das Froufrou in der Literatur, mag es durch die Schleppen dramatisirter Halbweltheldinnen oder aristokratischer Schriftstellerinnen hervorgerufen sein. Ich empfinde Mitleid mit den Blaustrümpfen aus Noth, welche die Woche durch blaue Strümpfe tragen, um Sonntags weiße anziehen zu können, aber kein Erbarmen übe ich gegen jene Hochwohlgeborenen, denen weder die Noth, die so oft Dichter schuf, noch ein innerer Drang die Feder in die Hand drückte, sondern nur Laune oder die Langeweile oder der Ehrgeiz oder die Mode. Zu diesen gehört die Enkelin Mirabeau's, und darum sei es ihr um so weniger verziehen, daß sie den „Châteaufort" sündigte, der nicht nur von gänzlichem Talentmangel, sondern auch von einem durchaus unweiblichem Sinn der Autorin spricht. An Gefühlsrohheit läßt „Châteaufort" die berüchtigten Ehebruchsdramen der französischen Literatur weit hinter sich. Unbeholfen in der Mache, verschwommen in der Charakterzeichnung, kindisch in den Motiven, geschmacklos im Dialog, bietet dieses Stück auch nicht das kleinste Interesse und wurde vom Publikum entschieden abgewiesen; aber nicht nur die ungeübte Hand und der wenig wählerische Geschmack der Verfasserin sind an diesem Mißerfolg schuld, er muß auf zwei tiefer liegende Ursachen zurückgeführt werden. Der Ehebruch im Drama ist mißliebig geworden. Die betrogenen Ehemänner sind heute dem Publikum vollkommen gleichgültig. Es hat mit der Komödie des siebzehnten Jahrhunderts zu viel über sie gelacht, mit dem Drama von 1830 zu viel geweint und mit den Sittenbildern des zweiten Kaiserreichs zuviel beides zugleich gethan. Der betrogene Spanarelle macht vielleicht noch lachen, aber er erschüttert nicht und ruft keine Thränen mehr hervor.

Endlich protestirte der Zuschauer gegen diese Musterkarte socialer Verkommenheit. Diese Marquise gehört nicht auf die Bühne und nicht vor das Publikum; sie mag im Spital besser am Platz und ein Object für barmherzige Schwestern, Aerzte und Philanthropen sein. Also fort mit ihr und ihrer schmutzigen Gesellschaft! Schließen wir eher das Theater oder wenn unsere Nerven denn doch gekitzelt sein sollen, führen wir lieber gleich die als roh verschrienen Stierkämpfe ein! Besser Blut als Eiter.

Die einzige Person, welche diese Ansicht der Kritik und des Publikums nicht zu theilen scheint, ist die Gräfin Mirabeau. Ich sehe die Verfasserin noch, wie sie in der Gesellschaft des Directors mit dem Ausdruck größten Bewunderns der dritten Aufführung ihres Dramas zusah. Ich will hier eine kurze Probescene, nicht aus „Châteaufort" glücklicherweise, sondern aus der gräflichen Loge mittheilen, wie sie sich dort in jedem Zwischenakte mutatis mutandis abspielte, sie ist typisch für alle Aufführungen von Stücken aristokratischer Theaterdichter.

Director (sobald der Zwischenakts-Vorhang gefallen ist.) Gestatten Sie mir, Frau Gräfin, Ihnen von Herzen Glück zu wünschen. Ein vortrefflicher Akt! (Man zischt. Mit Nachdruck): Ein vortrefflicher Akt!

Dichterin. Ich glaube, man hat gezischt.

Director. Gott bewahre! Wo denken Sie hin! Man applaudirt ja. (Mit einem Blick auf die Claque.) Ja, Kunstverständige können ein Werk von so eminent literarischem Werthe schätzen. Die Kritik aber....

Dichterin. Bah, käufliche Plebejer. Nur wir Blaublütigen können dies würdigen.

Director. O, auch ein Director von literarischer Bildung!...

Dichterin. Wie Sie, aber Sie sind einzig. Sie haben mein Werk gleich verstanden.

Director. Mein Grundsatz heißt: das Genie muß unterstützt sein. Und dann imponirte mir Ihr persönliches Auftreten, Ihre siegesgewisse Kühnheit, Ihre liebenswürdige Energie, die ein Erbtheil ihrer erlauchten Familie ist. Wie ihr berühmter Ahn, so traten Sie in mein Bureau mit den Worten: Geht hin und sagt dem Director, daß ich hier bin aus eigenem Willen, um mein Stück spielen zu lassen, und daß ich von hier weichen werde nur vor der Gewalt der Bureaudiener!

Dichterin. Wie geistreich Sie sind! Der reine Châteaufort!

Director. Hm, hm... Erlauben Sie... das heißt...

Dichterin. Ich bin sehr mit Ihnen zufrieden! . .

Director. Ich scheute auch keine Kosten. Die Salon-Dekoration ist ganz neu, — und sehr theuer.

Dichterin. Die Frau Präsidentin der Republik — fidonc die Frau Marschallin Mac Mahon, wollte ich sagen, geruhte meinen Dialog wirksam zu finden.

Director. Ja, der Pistolenschuß am Ende wird großen Effekt machen.

Dichterin. Die Fürstin Schubiakoff meinte, der Part der Marquise werde ohne Zweifel eine beliebte Virtuosen-Rolle abgeben.

Director. Ja, die Darstellerin hat auch bereits einen Extra-Zuschuß für ihre Robe verlangt.

Dichterin. Die Herzogin Mirliton ist der Ansicht, mein Werk werde auch über die Grenzen Frankreichs hinausdringen.

Director. Ja, deutsche Bühnen werden es jedenfalls kaufen!

Dichterin. Daß es ein Zugstück sei, wettete . . . .

Director. Zweihundert Freibillets habe ich ausgetheilt. Ich wendete aber unseren bekannten Kniff an und ließ auf jedem Freibillet als Entrée fünfzig Centimes angeblich für Control-Gebühren fordern. So schaut wenigstens noch ein Minimum heraus. Das Genie muß unterstützt sein.

Dichterin. Ich danke Ihnen. Auch die Marquise . . .

Director. Es klopft. Der Akt beginnt gleich. Ich will hinter die Coulissen und Alles überwachen.

Dichterin. Sie opfern sich ja auf, mein Director.

Director. Ach, es ist unsere Pflicht! (Die Musik beginnt. Er thut, als wollte er gehen, wendet sich aber gleich wieder.) Ach, ich habe vergessen . . . Können Sie mir nicht . . . Francs vorstrecken . . . Kosten . . . Inscenirung . . . Das Genie . . .

Dichterin (nachdem sie ihm entsprochen, für sich). Noch ein Dutzend Vorstellungen, und ich bin ruinirt! Wie theuer ist doch die Berühmtheit! (Der Vorhang geht auf.)

Kritische Rundblicke.

Der Fortschritt.

Der Fortschritt. Vom Standpunkt Darwin's und Schopenhauer's. Von Emmerich du Mont. (Leipig 1876, F. A. Brockhaus).

Die Frage, ob die Geschichte der Menschheit den Fortschritt bedeutet, oder ob im Ganzen Alles auf dem alten Flecke bleibt und nur die äußeren Formen wechseln, ist aufs Verschiedenste beantwortet worden. Während die Einen an einer endlosen Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen festhielten, konnten andere kein Ideal in der Zukunft erblicken, ja suchten das Ihrige sogar in der Vergangenheit. Um die Frage zu beantworten, mußte man fürs Erste über ihre Bedeutung selbst klar werden und genau feststellen, worauf sich denn jener Fortschritt eigentlich beziehen solle, ob damit die Zunahme der Civilisation, d. h. die Verstärkung der Herrschaft des Menschen über die Natur, die Zunahme seines Wissens, oder das Wachsthum seiner inneren Menschlichkeit, seiner moralischen Fähigkeiten und die Vergrößerung seines subjectiven Wohlbefindens, seines Glückes gemeint sei. Diese Unterscheidung vollzog Rousseau in schneidendster Weise, indem er im Fortschritte der Civilisation, dem er eine weitere Beschränkung nicht zusprach, den Rückschritt des Menschen sowohl in Bezug auf Moralität wie Glück sah. Wenn wir die Gegenwart um ihre Meinung fragen, so dürfte diejenige Ansicht die populärste sein, welche einen Fortschritt der Civilisation annimmt, soweit überhaupt die Kräfte der Natur (des Erdballs und der lebenspendenden Sonne) reichen und in diesem Fortschritt auch den der Moral und des Glückes sieht. Die moderne Philosophie dagegen gibt wohl einen Fortschritt der Civilisation, aber keinen des menschlichen Glückes zu. Die letzten Ziele der Moralität sind ihr aber so sehr Thatsachen der Erkenntniß, daß sie sich sowohl mit dem Ursprunge wie mit dem Wachsthume des moralischen Ideals wenig befaßt hat.

Es ist deßhalb ein unläugbares Verdienst des Herrn Emmerich du Mont, einmal den Begriff des Fortschritts vom philosophischen Standpunkte aus untersucht zu haben, und zwar im Lichte der Lehren Schopenhauer's und Darwin's.

Der Verfasser beginnt mit einer historischen Einleitung, in welcher er ausführt, daß die Vorstellung eines Fortschreitens der Menschheit erst seit Luther und Bacon datire. Er kommt dann zu dem Ergebnisse, daß die moderne Civilisation nothwendigerweise als immer fortschreitend anzusehen sei. „Die Wissenschaft, welche wir als die immer fließende Quelle der modernen Civilisation betrachten, ist insofern unzerstörbar, als ihre letzten und fortgeschrittensten Resultate sich immer im Besitze der letzten Generation befinden und auf die nächste vererbt werden."

Herr du Mont steht in seinem Philosophiren, auch als Darwinist, durchaus auf dem Standpunkte der Deduction und macht dessen kein Hehl. Ich theile diesen Standpunkt durchaus; für mich sind die Grundanschauungen Darwin's deshalb wahr, weil ich keine andre Möglichkeit sehe, die Geschichte der Natur überhaupt denkbar zu machen. Aber die Deduction bezieht sich stets auf das Ganze, sie sagt nichts über das Einzelne aus. So ist auch der Fortschritt der intellectuellen Macht des Menschen vom Anbeginn seines Menschseins im Ganzen unbestreitbar, aber allen empirischen Thatsachen widerspricht es, ihm jetzt auf einmal einen gradlinigten Charakter zuzuschreiben, während er bisher, wie alle Bewegung, Wellenbewegung war und im Auf- und Niedertakte weiterging. So verhaßt mir jene decrepide Schwachmüthigkeit ist, welche bereits das Greisenalter der Menschheit vor der Thüre stehn sieht, so sehr ist mir auch der moderne Dünkel verhaßt, der da glaubt das perpetuum

mobile menschlicher Civilisation gefunden zu haben. Auch ich glaube an einen Fortschritt des Menschen und wir müssen an ihn glauben, ehe wir nicht an unserm ganzen Geschlechte physisch und intellectuell einen Rückbildungsprozeß konstatiren können. Aber wenn dieser Prozeß allseitig sein soll, so kann der Fortschritt der Civilisation kein gradlinigter sein, so müssen mit den Epochen der Civilisation Mittelalter abwechseln, wie ein solches die altasiatische Kultur ablöste und dann wieder die griechisch-römische und wie wir es auch augenblicklich auf einigen Theilen der Erde finden. Denn nicht für alle Nationen gilt dieselbe historische Zeitrechnung und deßhalb fallen unsere Urtheile oft so schief aus, weil wir vergessen, daß man bei dieser oder jener Nation im Verhältniß zu uns eine ganz andere Jahreszahl schreibt. — Daß die Resultate der Wissenschaft nicht verloren gehen können, kann man freilich zugeben, das schließt aber nicht die Möglichkeit aus, daß man Jahrhunderte lang von ihnen keinen Gebrauch macht. Auch bin ich überzeugt, daß die moderne Civilisation noch gar nicht so weit gerückt ist, wie wir meist glauben; aber das Bewußtsein, daß wir vor der Hand viel schon erreicht haben, erzeugt jenen Traum des ununterbrochenen Fortschritts, wie in analoger Weise unsere Demokraten an den ununterbrochenen Fortschritt Amerikas glaubten, als dieser ein paar Jahrzehnte lang so unbestreitbar gewesen war. Es ist jedoch wahrhaftig nicht so schwer, sich Eventualitäten eines Dahinsinkens unserer Civilisation auszudenken, daß man sie als nicht existirend betrachten dürfte. In sich selbst birgt die Civilisation Keime des Verderbens genug. Es sei nur auf das Arbeiterproletariat hingewiesen. Aber kann ihr nicht auch von außen Verderben drohen? Grade das, was die Schwärmer so lebhaft wünschen, der ewige Frieden, könnte ihr den Untergang am ersten bringen. Denn im Handumdrehen kann ein Winkel der Erde, der vergessen dalag, sich plötzlich als Vulkan erweisen, der die blühenden Fluren der Kultur verwüstet. Wer hat an die Araber vor Mohamed gedacht, auch nur die leiseste Ahnung geäußert, daß von hier aus die halbe Welt erobert werden würde? Wenn wir die Dauer unserer Civilisation an der griechisch-römischen messen, so sind wir ungefähr im Zeitalter der Blüthe Athens, und in der That entspricht auch die beispiellose Glanzepoche der Musik in den letzten Jahrhunderten dem Aufschwung der Plastik in Griechenland zu jener Zeit, zumal beide Epochen künstlerisch von diesen beiden Künsten ihren unterscheidenden Charakter empfingen. Nun denke man sich die Jahrhunderte vom Alterthum bis zum Pabst Gregor dem Großen und stelle sich vor, welche Völkerformationen und Ereignisse in einem gleichen Zeitraume auch die moderne Civilisation erfahren kann. Was mag indessen aus Amerika, Rußland, Indien, China, geworden sein? Aber um dies nochmals zu wiederholen, das Alles kann unser Vertrauen nicht beeinträchtigen, daß dem unvermeidlichen Wellenthale auch wieder ein Wellenberg folgt, und daß die vom Neuen aufstrebende Civilisation alsdann höher klimmt, als es der unsern vergönnt sein mag.

Somit sind diese Einwürfe keine Einwürfe gegen die weiteren Ausführungen des Verfassers, der nunmehr voran geht, zu untersuchen, ob bei einem solchen Fortschritte der Civilisation auch von einem Fortschritte der Kunst die Rede sein könne. Der Verfasser faßt zuerst die bildenden Künste ins Auge und stellt für diese folgende drei Perioden auf: 1) diejenige, wo man unter Kunst gewiß nicht mehr verstand, „als mit mehr oder weniger unzulänglichen Mitteln Götterbilder zu schnitzen, welche als fratzenhafte Gebilde, an Schönheit sogar noch weit hinter der Menschenfigur zurückstanden. Die Kunst scheint demnach mit dem Gegensatze des Ideals, mit der Karikatur angefangen zu haben." Da wir jederzeit Halbwilde oder Halbbarbaren nicht erst in fernen Himmelsstrichen aufzusuchen brauchen, sondern deren auch in genügender Menge unter uns finden, so können wir unsere Untersuchungen auch auf Zeitgenossen und Landsleute ausdehnen, was viel bequemer und ebenso lehrreich ist. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß, wie Karikaturen leichter zu zeichnen sind als Porträts, jene auch noch auf solche wirken und bei solchen Gefallen finden werden, welche an Werken der wirklichen Kunst kalt und stumm vorübergehen. Auch ist bekannt, daß schauerliche Geschichten, Gespenster- und Räuberromane ein großes Publikum haben, welches nur die Aesthetik des Häßlichen kennt. Es ist vielleicht keine zu kühne Behauptung, daß der ungebildetere, rohere Theil der Bevölkerung, sowie Kinder, welche gleichfalls den Wilden beizuzählen sind, mit weit größerem Vergnügen ein Monstrositätenmuseum voll der abscheulichsten und ekelerregendsten Mißgeburten besuchen werden als die herrlichste Gemäldegallerie. — 2) Die zweite oder Uebergangsperiode umfaßt die Zeit da man anfing, der Natur getreulich

nachzubilden, da an Stelle des Häßlichen schon das Natürliche trat. Hauptzweck mußte es sein, der Natur möglichst nahe zu kommen. Diese Periode ragt noch in die dritte und letzte hinüber, welche die Periode des Ideals genannt werden soll. Hier handelt es sich darum, die Natur zu übertreffen, an die Stelle des natürlichen das Schöne zu setzen, nach Schopenhauer „eine Anticipation dessen, was die Natur sich darzustellen bemüht". Weiter heißt es dann: „Mit Zuhülfenahme der Darwin'schen Theorie kann der Fortschritt der Kunst auf zweifache Art erklärt werden: indem sich sowohl der Mensch als Subject der Kunst fortschreitend entwickelt, als auch der Vorwurf, die dargestellte Idee, als Object der Kunst fortschreiten muß." Dagegen muß man einwenden, daß die Kunst eine Aeußerung des Subjectes ist und daß es daher sie allein interessirt, wie dieses Subject sich zum Objecte stellt; auch das vollendetste Kunstobject wird zur Karikatur mißbraucht werden können. Aber ich kann mich auch nicht der Schopenhauer'schen Definition des Schönen anschließen. Das Schöne ist keine Anticipation; die Natur wird es nun und nimmer verwirklichen, auch in der Züchtung der einzelnen Gattungen herrscht kein gradliniger Fortschritt; das Schöne kann deßhalb höchstens eine Darstellung dessen sein, was die Natur machen möchte und jene Ideale, welche die Natur übertreffen, bestehen entweder darin, daß der Künstler sich dasselbe aus den Realitäten zusammensuchte, wie die griechischen Künstler dies naiv eingestanden, oder daß er die Natur in irgend einer Weise amplificirte. Auch liegt auf der Hand, daß du Mont's Anschauung genau nur auf die Plastik paßt und selbst für diese nimmt er sich ein Beispiel vom Löwen. Warum? Weil die menschliche Gestalt in der von ihm geschilderten Beziehung erschöpft ist, weil kein Anzeichen darauf hindeutet, daß der menschliche Leib sich in Zukunft noch idealer gestalten wird. Die Malerei berührt Herr du Mont eigentlich gar nicht. Wie steht es in ihr mit den Idealen? Wie bei dem modernsten und malerischsten aller Genres der Malerei, der Landschaft? Außer der Schönheit wird freilich als Aufgabe der Kunst ferner die Wahrheit und drittens die ethische Bedeutung hingestellt. „Wie wir auf den untersten Stufen der Willensobjectivationen nur einem Willen ohne Motiv, d. h. einem Willen begegneten, der sich nur dem Auge durch die Form verkündet, so können wir in einer Kunst, welche nur den Willen im Unorganischen oder auf den niedrigsten Stufen des Organischen ausdrückt, auch nur die Schönheit in der bloßen Form, im richtigen Verhältniß der einzelnen Theile erkennen. Erst auf der höchsten Stufe der Kunst, welcher der Mensch als Vorwurf dient, können wir das ethisch Bedeutende im Gewande des Schönen erwarten, weil eben erst im Menschen der Begriff der Schuld und mithin der Moral erwacht. Auf dieser Stufe muß uns aber sogar ein ethisch Bedeutendes aus der Formschönheit entgegenleuchten, weil das Bewußtsein der Schuld, der Begriff von Recht und Unrecht, kurz die Moral des Menschen, ihn vom Thiere hauptsächlich unterscheidet, zur Idee des Menschen deßhalb gehört." Aber wie soll die Moral in die Plastik hinein, die sich doch in erster Linie mit dem Menschen beschäftigt? Du Mont kann sich das Dilemma nicht anders lösen, als durch das Argument„ daß wir uns den Schurken fast immer häßlich, den Guten schön vorstellten. Das ist indessen einfach nicht wahr; Formenschönheit, und von dieser spricht er hier, verlangen wir durchaus nicht vom Guten. Es ist in dieser Hinsicht sonderbar bezeichnend, daß sich die ersten Christen den Heiland im Gegensatze zu den schönen Leibern griechischer Heroen unansehnlich, ja ein wenig verwachsen vorzustellen pflegten. Wie sollen wir aber auch in einem plastischen Kunstwerke die Begriffe von Recht und Unrecht entdecken? Leidet Laokoon schuldig oder unschuldig? Wenn wir die Geschichte eines Märtyrers kennen, dessen Gestalt der Bildhauer uns in seinem Schmerze vorführt, so wissen wir freilich, daß er unschuldig duldet, aber selbst der Christus der Passion könnte schließlich der Schneider Johann Bockhold von Leiden sein, dessen Gesicht die größte Aehnlichkeit mit dem typischen Christuskopfe besaß und der seine Thorheiten genugsam büßen mußte.

Indem nun der Verfasser dem Kunstwerke auf seiner höchsten Stufe die moralische Schönheit zur Pflicht macht, kommt er zum zweiten Abschnitt seiner Untersuchungen. Er bewegt sich hier auf weit festerem Boden und hätte vielleicht gut gethan, diese Kapitel zuletzt auszuarbeiten; von hier aus hätte sich das Gebiet der Kunst leichter überschauen und eintheilen lassen. Ueber das Verhältniß von Civilisation und Moral spricht er sich folgendermaßen aus: „Das Gesagte zusammenfassend behaupten wir also, daß, obwohl eine gewisse Stufe der Civilisation erreicht sein müsse, bevor der Begriff der Moral sich zu entwickeln vermag, also als Lebensbedingung derselben erscheint, die Civilisation doch

im weiteren Verlauf immer mehr und mehr an wohlthätigem Einfluß auf die Moral abzunehmen scheine, daß endlich dort, wo wir die Civilisation in üppigster Blüthe stehen sehen, es fast den Anschein gewinnt, als ob dieselbe in ein feindliches Verhältniß zur Moral treten müsse." Dies wird alsdann näher begründet; ohne Scheu geht du Mont jenen Sätzen zu Leibe, die der Civilisation und dem Fortkommen des Menschen also seinem Egoismus entsprechend, von Leuten, die über die dumpfe Atmosphäre des Tages nicht hinausblicken können, halb und halb mit moralischen Axiomen verwechselt werden. Denn wie oft haben sich nicht Religionen und Philosophien als unmoralisch verschreien lassen müssen, die eben nur jenen vermeintlichen Axiomen widersprachen. Die empirische Wissenschaft vernichtet den religiösen Glauben und beseitigt im Eifer des Kampfes auch die Moral, die ihm zu Grunde lag. Es ist ein Unding, Glauben und Wissen versöhnen zu wollen, nur wenn die Wissenschaft Philosophie geworden, kann sie dies thun, und zwar mit der höchsten Blüthe des Glaubens, der Moral. Aber diese Moral hat nichts mit den bürgerlichen Tugenden der Civilisation zu thun, wie auch Christus und Buddha nicht auf die Welt kamen, um diese zu lehren. Denn was ist der Civilisation die Tugend? Da ist vor Allem die aristokratische Definition der Tugend als eines M a a ß h a l t e n s beliebt. „Die Tugend trägt sonst in den meisten Religionen und Moralsystemen ein gar rauhes häreness Gewand, während es äußerst bequem erscheint, dieselbe im weisen Maaßhalten zu üben, da ja unser eigenes bestochenes Urtheil uns die Mitte bezeichnet!" „Wenn wir die einzige wirkliche Tugend, die aus dem Mitgefühl entspringende Nächstenliebe als solche anerkennen, so muß uns klar werden, daß wir in dieser niemals zu weit gehen können und nicht zu fürchten brauchen, uns durch ein Uebermaaß von Menschenliebe plötzlich in ein Laster zu verirren." Dieser einzig wahren Tugend gegenüber nun können die beiden vorzüglichsten, bürgerlichen Tugenden, Fleiß und Sparsamkeit, nicht als solche bestehen. Es liegt dies auf der Hand, so oft man auch versucht, ihnen eine moralische Bedeutung beizumessen; mit demselben Rechte könnte man die Biene ein moralisches Thier nennen. Fleiß und Sparsamkeit sorgen für sich selbst; darin etwas bewunderns-würdiges zu erblicken, beweist, daß der Betreffende für die wirklichen Wunder der Welt keine Augen hat. Gewiß wird man nicht die bloße Abwesenheit von Fleiß und Sparsamkeit als einen Vorzug hinstellen können, aber ebensowenig ihre bloße Anwesenheit.

Was du Mont über die Vaterlandsliebe sagt, ist ungenügend. Ich halte den Verfasser für einen Deutsch-Oesterreicher und finde dies deßhalb begreiflich; so lange der österreichische Kaiserstaat besteht, können sich die Deutschen in Oesterreich den Begriff des Patriotismus nur in abstracto klar machen.

Vortrefflich sind auch die Bemerkungen über die sogenannten natürlichen Pflichten und die Verbrechen gegen die Natur. Die geringen Fortschritte, welche der Mensch seit Jahrtausenden im philosophischen Denken gemacht, haben diesen an sich lächerlichen Kategorien das Leben erhalten. Es gibt weder Pflichten noch Verbrechen gegen die Natur. Das Verbrechen ist vielmehr das wahrhaft n a t ü r l i c h e, weil es auf dem Egoismus, auf der Aeußerung der natürlichen Kräfte beruht. Nun kommt freilich folgendes hinzu, was Herr du Mont leider nicht klar genug auseinander gesetzt hat. Die Noth, das Elend des Daseins, mit andern Worten der Kampf ums Dasein ist sozusagen eine Art Askese, welche die Natur an sich selbst übt. Ihr verdankt nicht nur der Intellekt seine Entstehung, sondern weiter heraus aus diesem der Begriff der Moral. Nur auf die Weiterzüchtung dieses Besitzthums kann sich die Weiterzüchtung des Menschen, so weit wir die empirisch möglichen Eventualitäten übersehen können, beziehen. Sehr schön und richtig sagt der Verfasser, daß der höchste moralische Begriff ein dem künstlerischen zu vergleichendes Ideal sei, daß die Verwirklichung beider sowohl das Leben wie die Kunst aufheben müsse. Wir dürfen sogar hinzusetzen, daß diese Ideale identisch sind; wie die verschiedenen Richtungen des Geistes von einem gemeinsamen Punkte ausgegangen sind, so münden sie auch in einen: Wissen, Können, Wollen haben als Letztes das eine moralische Ideal; das Wissen ahnt es als Philosophie, das Können stellt es im Kunstwerk dar, das Wollen sucht sich im religiösen Glauben mit ihm zu verschmelzen. Aber wie ein gewisser Grad von Civilisation erreicht sein mußte, d. h. wie die Menschheit erst eine gewisse Periode ihrer Selbstzüchtung und Selbstsucht hinter sich haben mußte, ehe überhaupt der Begriff der Moral entstehen konnte, so mußte in ihr dasjenige, was d a m a l s I d e a l war, gewissermaßen schon verkörpert sein, ehe sie dies letzte moralische Ideal überhaupt nur t r ä u m e n konnte. So wenig wie man daher Laster und Schlechtigkeit

unnatürlich nennen kann, so wird man es innerhalb eines gewissen Umfanges racen-widrig nennen dürfen. Hierauf beruht der geheimnißvolle Zusammenhang zwischen Verbrechen und physischer Entartung, um dessen Aufhellung sich vor Allem Maudsley so großes Verdienst erworben hat. Hierauf beruht aber auch die unumstößliche Thatsache, daß das höchste Ideal auch nur für die höchsten Racen faßbar ist. Nichts ist in dieser Hinsicht lehrreicher als die Geschichte des Buddhismus, dessen Ideal unter arischer Race entstand und heutzutage nur noch von Mongolen und Halbmalayen cultivirt wird. Indem wir nun aber so eine Frequenz eines gewissen moralischen Besitzstandes innerhalb der Race, eine Fortentwickelung des moralischen Ideals durch den Kampf ums Dasein constatiren, mit diesem Fortschritt aber wiederum eine Steigerung des Selbstbewußtseins, des Ichgefühls verbunden ist, zeigt sich, daß die Philosophie eigentlich diesen Begriff noch niemals gehörig und unbefangen untersucht hat. Zum Schaden der Wahrheit werfen wir in den Topf des Egoismus oft sowohl das intellectuelle Selbstbewußtsein, sowie das hinein, was man das Selbstwollen nennen könnte. Die deutsche Sprache verbindet sehr fein mit dem Worte „Selbstbewußtsein" einen Doppelsinn. Das Selbstbewußtsein eines großen Mannes werden, wie Schopenhauer derb genug bemerkt, nur Tröpfe tadeln. Die beiden großen Religionen des Erdkreises legen auch ihren moralischen Identen, ihren Stiftern, das denkbarste Maximum dieses Ichgefühls bei. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, sagt nicht nur Christus, sondern auch, wenn schon mit andern Worten, Buddha. Was wir aber hier in seiner letzten Spitze vor uns sehen, muß eine Kategorie sein, die, wenn auch in schwächerer Abstufung, auf alles moralisch Existirende, d. h. Alles, für welches der Begriff der Moral existirt, Anwendung findet. Ein Staatsmann z. B., der im Bewußtsein seines großen Ziels, seiner geschichtlichen Aufgabe, das Leben Tausender ohne Bedenken aufs Spiel setzt, wird uns erst von diesem Standpunkte aus begreiflich. Mit Recht schreiben die Religionen auch ihren Stiftern den Muth der Verantwortlichkeit zu, die Welten opfert, um eine schönere aufzubauen. Wie weit übrigens das Ideal, welches der Mythus aus Buddha und Christus gemacht hat, der Wirklichkeit entspricht, ist eine andere Frage. Ebenso, ob wir hier bereits das letzte denkbare Ideal vor uns haben. Das läßt sich indessen behaupten: beide Persönlichkeiten stehen, wie die Tradition sie schildert, hoch über fast Allem, was ihre Lehre hervorgerufen. Wir finden nämlich weder bei Buddha noch bei Christus Asketik . . .

Sehr schön hebt du Mont den Gegensatz zwischen Natur und Moral hervor. Er sagt: „Daß Natur und Moral einander entgegengesetzt seien, so daß mit unerbittlicher Logik alles Natürliche als unmoralisch, alles Moralische als unnatürlich zu betrachten sei, ist einer jener Sätze, welche vielen als Paradoxa, manchen hingegen als Gemeinplätze erscheinen." Die Askese nun soll den Kampf gegen die Natur unterstützen. Der Asket verhält sich zum wahren moralischen Genie, wie zum wahren Künstler der Stümper, der durch Champagner zum Beispiel sich begeistern muß. Die Asketik ist nur da zur völligen Ausbildung gelangt, und fast zum Wahnsinn gediehen, wo das moralische Ideal der Verneinung zu Völkern kam, die stark mit äthiopischem Blute versetzt war. Die Bramanen suchten mittels ihrer den dunkeln Mischkasten und den Ureingebornen Indiens zu imponiren; dann wieder fand sie eine Stätte in den Wüsten der Thebais, nicht weit von der Urheimat der schwarzen Race. Von da ist sie wie eine Krankheit aufs Christenthum übertragen. Zu dieser Asketik rechne ich natürlich nicht das Cölibat. Wohl ist es ein widersinniger Gedanke, daß jeder feiste Pfaffe, der soviel vom moralischen Genie wie vom Göthe oder Cäsar hat, ehelos bleiben soll; wer sich aber einen Christus als Ehemann denken könnte oder als Liebhaber, den beneide ich um seine Philistrosität und Galanterie. „Die Askese", sagt du Mont, „gilt als übertrieben, unanständig und gehört nicht in den Salon, sondern in die Tonne zu Diogenes oder in den Schweinekoben zum heiligen Franz von Assisi!" Das moralische Ideal gehört jedoch ebenfalls nicht in den Salon, wer dasselbe verwirklichen wollte (d. h. könnte, denn wenn er es könnte, wollte er es auch), würde vermuthlich ebenso bald aus dem Salon ins — Irrenhaus geworfen, wie ihrer Zeit die heilige Elisabeth von der Wartburg in die Bauernhütte herunter. Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Verehrer Schopenhauer's und seiner Lehre auf die Lebensbeschreibung der heiligen Elisabeth von Montalembert aufmerksam machen. Wenn wir auch nicht Montalembert's Wunderglauben theilen, so werden wir doch fast in jedem der von ihm erzählten Wunder eine tiefe Bedeutung erkennen und vor

Allem an dem größten Wunder, der heiligen Elisabeth selbst, nicht zweifeln können. Hier haben wir allerdings eine verheirathete Heilige! Indessen einmal spielt das Weib doch unter Geschlechtsverhältnissen nur die passive Rolle und zweitens büßt es seine Schuld in den Schmerzen der Geburt ab. Weil eine Mutter noch heiliger ist, als eine Jungfrau, lassen die Religionen das Unmögliche geschehen und die Jungfrau Mutter werden. Das Leben der heiligen Elisabeth zeigt, daß das moralische Ideal am Reinsten strahlt, wenn keine unnütze Selbstquälerei hinzutritt. Wo von dieser erzählt wird, scheinen sich gleichsam Schatten über das sonst so sonnenhaft glänzende Bild zu verbreiten. Und ist man denn nicht befugt, den Satz „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", umzudrehen und zu sagen: „Liebe auch dich, wie deinen Nächsten!" Die Askese ist ein gegen sich selbst gerichteter Egoismus. „Ein solcher Heiliger gleiche dem Wucherer, welcher sein ganzes Vermögen auf riesige Zinsen verleiht und nur in der Hoffnung auf übermäßigen Gewinn leidet und darbt. Die lächerliche Seite an der Askese ist diese berechnende, gleichsam geschäftliche, ohne diese wäre sie erhaben". Schopenhauer hat das eingesehen. In der ersten Freude über die Entdeckung seines Verneinungs-Begriffes nahm er die phantastische Selbstmarterung exaltirter Schwärmer manchmal in Schutz, an andern Stellen spricht er jedoch deutlich aus, daß es Askese genug sei, wenn Jemand das moralische Ideal verwirklichen wollte. Ich habe schon eben darauf hingewiesen. Man braucht sich das nur anschaulich vorzustellen, allerdings darf man Keiner von Jenen sein, die den von Jehova, seiner Schöpfung gespendeten Beifall in erster Linie auf sich selbst beziehen, vielmehr das „Erkenne dich selbst" mit du Mont übersetzen: „Erkenne, wie schlecht du bist!"

Daß wir somit einen Fortschritt der Moral auf Erden annehmen dürfen, ergibt sich von selbst. Es ist nicht abzusehen, weßhalb nicht Jahrtausende des Kampfes ums Dasein eine Race schaffen sollen, die moralisch so hoch über der unseren steht, als wir über den Eingebornen von Neuseeland oder über jenem Indianer, der einem Missionar, welcher ihm den Begriff des Guten zu erklären versucht hatte, antwortete: „Ich verstehe dich, gut ist, wenn ich einem Andern seine Frau fortnehme, schlecht, wenn er die meine mir fortnimmt." Ich will bei dieser Gelegenheit auf einen gewaltigen historischen Fortschritt hindeuten, der aber keineswegs bereits den letzten Schritt gemacht hat, den Fortschritt nämlich in der Stellung des **Weibes**. In Bezug auf die geschlechtliche Moral sind dem Menschen besonders einige Gattungen der Vögel hoch überlegen, bei welchen die Monogamie de facto besteht, während sie dies beim Menschen erst de jure, als staatliche Einrichtung thut, weßhalb auch das katholische Dogma von der Ehe noch nicht für die Menschheit, wie sie jetzt ist, paßt. Die Monogamie ist nun aber das höchste Interesse des Weibes, ihre Verwirklichung (die eine massenhafte Prostitution ebenso bei den Menschen unmöglich machen würde, wie etwa bei Störchen und Adlern) seine einzig wahrhafte Emancipation. Die Durchsetzung dieser Emancipation ist vielleicht das Wichtigste an der ganzen Kulturgeschichte.

Wie steht es nun aber mit dem Glücke des Menschen? Du Mont widmet dieser Frage einen ganzen Abschnitt, in welchem er über Optimismus und Pessimismus, über das ästhetische Glück, in welchem die Religionen, die als Letztes ein ewiges Anschauen Gottes versprechen, ihre letzte Befriedigung finden, so wie über das ethische Glück redet. Er meint, das ethische Glück müsse vom Leiden unseres Willens, unserer Natur, begleitet sein und das ungetrübte Glück könne deßhalb ebensowenig im Leben liegen, wie der Tod, von welchem auch nur der Todeskampf auf diesseitigem Ufer liege. „Wir behaupten, daß es kein angenehmeres Glück, kein dauerhafteres und beseligenderes geben könne, als dasjenige, welches wir aus dem Bewußtsein einer moralischen Handlung im Selbstvergessen genießen. Nicht als Leiden wird das ethische Glück empfunden, sondern nur vermöge des Kampfes zwischen Natur und Moral, verbunden mit dem Leiden der Ersteren." Es braucht kaum gesagt zu werden, daß wir bei der Frage nach dem Fortschritte des Glückes nicht die Menschheit ins Auge fassen können. Die Summe des Glückes von 999 schaffte das Elend des Tausendsten nicht aus der Welt, ihr Schmerz kann nicht sein Glück vernichten. Wir betrachten es auch als selbstverständlich, daß die normale Fähigkeit des Menschen, glücklich zu sein, wachsen wird, je mehr seine moralische Fähigkeit zunimmt. Was ist denn nun aber das Summum bonum, das höchste Glück? Die alte Philosophie hat sich abgequält, diese Frage zu ergründen, die neue lächelt über diese Bemühungen. Dies ist begreiflich: die alte Philosophie wollte Religion werden, die neue will aufhören, es zu sein, jede Religion verspricht aber ihren Anhängern

ein solches Summum bonum. Auch Schopenhauer, der innerlich Religiöseste aller Philosophen, thut es. Und was ist das höchste Glück, das demjenigen lächelt, der Allem entsagt? Das Nichts, antwortet Schopenhauer. Aber, fügt er an einer andern Stelle hinzu, das relative Nichts, es ist eben nur dieser Welt des Wollens gegenüber das Nichts. Man hat diesem sich selbst wiedersprechenden Mysticismus vielfach verspottet, aber grade darin, daß Schopenhauer ungenirt diesen Widerspruch niederschrieb, zeigt sich wiederum seine bewundernswürdige Naivetät und Aufrichtigkeit. Ueber diesen Widerspruch kann weder eine Philosophie noch eine Religion hinaus. Die Religionen versprechen das ewige Leben, dieses ewige Leben soll aber dann wieder ein Aufgehen in die Gottheit sein. Die Sankhya-Lehre der Inder verlangt vom Menschen, daß er sich gänzlich von der Natur scheide, dann werde er eins mit Brama werden. Diese Selbstunterscheidung von der Natur aber ist die höchste Ausübung der individuellen Kraft, das Einswerden mit Brama, das vollständige Verschwinden derselben. Wer kann sich das ewige Leben anders als eine individuelle Fortdauer denken? Wer aber mit der Gottheit eins geworden ist, der lebt ebenso wenig fort, wie der Tropfen süßen Wassers, der im Ozeane zerronnen ist. Dieser Widerspruch liegt in den Thatsachen selbst. Der Fortschritt der Moral liegt in einer immer höheren Entwicklung des Selbstbewußtseins, in einer Steigerung der Individualität, die Moral selber aber in einem Verzichten auf das Selbst, so zu sagen in einem Sichselbstausgeben. Dieser Wiederspruch bezeichnet in der Betrachtung des moralischen Problems eben die Grenzen der Philosophie, es ist eine Antinomie, über welche das logische Denken ebensowenig hinaus kann, wie über die von Kant aufgestellten Antinomien. Jenseit liegt nur der Glaube, der in Kirche und Kämmerlein, aber nicht in die Wissenschaft hinein gehört. **Hans Herrig.**

Miscellen.

Von Paul Heyse ist, wie uns von befreundeter Hand mitgetheilt wird, für die nächste Saison ein neues Drama zu erwarten.

*

Auf dem deutschen Journalistentag in Wiesbaden hat sich Emil Rittershaus auch diesmal wieder als ein Improvisator ersten Ranges bewährt. Es ist bewundernswerth, wie diesem weinfrohen rheinischen Sänger die Verse mühelos von der Lippe flattern. Wir hoffen, demnächst einige Beiträge aus der Feder des liebenswürdigen Poeten zu veröffentlichen.

*

Zwischen einem Freunde und einem Gegner Richard Wagner's entspann sich jüngst folgendes Gespräch:

Der Gegner. Also wie nennst du Wagner's Musik?

Der Freund. Die Musik der Zukunft.

Der Gegner. Ach, ich befürchte, daß man sie immer so nennen wird, immer!...

*

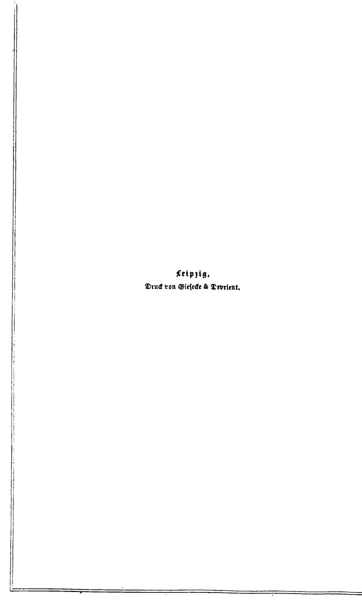
Schwere Worte.

Das Wort geht hart einher,
Wenn sich Gedanken drängen:
So sind die Zweige schwer,
An welchen Früchte hängen.

*

Wilhelm Buchner leistete in Gottschall's Journal: „Unsere Zeit" (XII, 825) jüngst folgenden Satz: „Der betrübte (!) Zustand der deutschen Rechtschreibung ist seit Jahrzehnten die stete Klage der deutschen Grammatiker.

Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr.** Oscar Blumenthal, Berlin S. W., 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.



Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.